BD. DER TUGENDPREIS. NOVELLEN

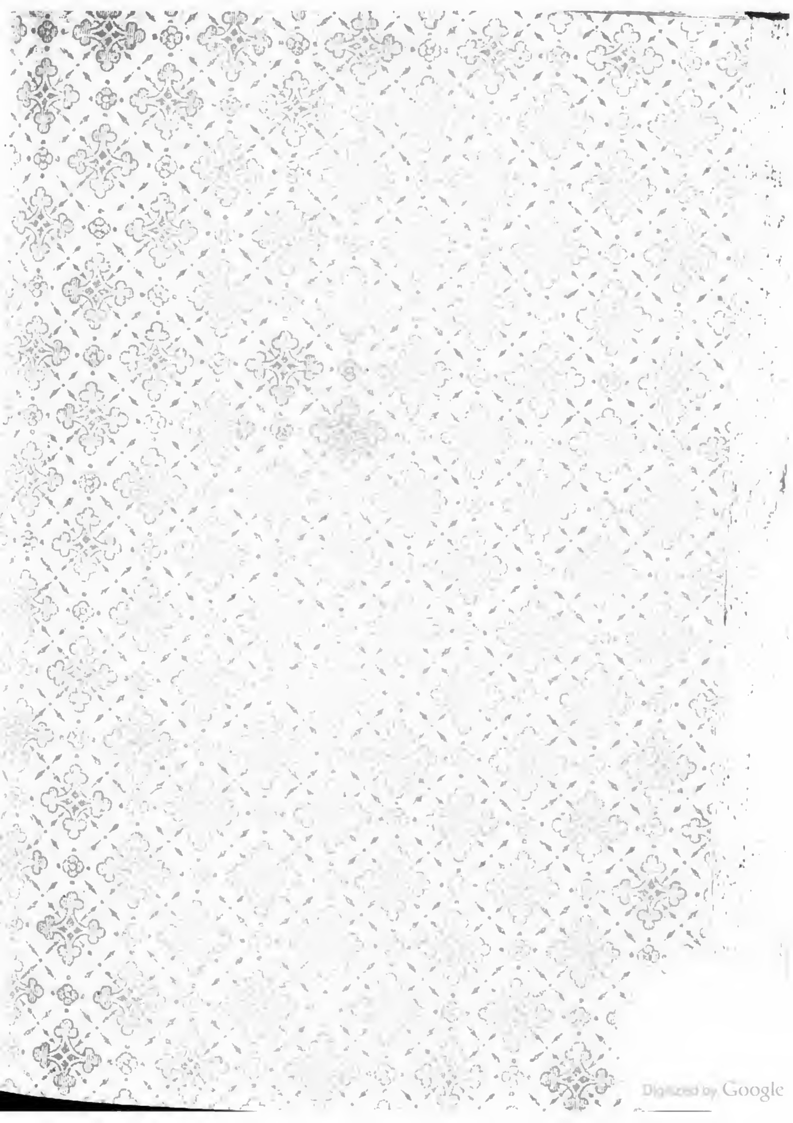
Guy de Maupassant, Georg Freiherr von Ompteda








EX-LIBRIS
Immer höher muß ich steigen
Immer weiter muß ich schaun
GOETHE
GEORG
EDWARD



Guy de Maupassant

Gesammelte Werke

Guy de Maupassant

Gesammelte Werke

Frei übertragen von

Georg Freiherrn von Ompteda

Zweite Serie

Sechster Band



Berlin W
F. Fontane & Co.
1902

Guy de Maupassant

Der Tugendpreis

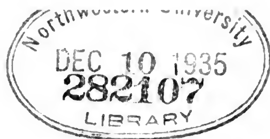
Novellen

Frei übertragen von

Georg Freiherrn von Ompteda



Berlin W
F. Fontane & Co.
1902



Der Tugendpreis

Sechster Band

Der Tugendpreis

Wir waren eben durch Gisors gekommen. Ich war aufgewacht, als ich die Schaffner den Namen der Stadt ausrufen hörte, und wollte eben wieder einnicken, als ein furchtbarer Stoß mich auf die dicke Dame schleuderte, die mir gegenüber saß.

An der Maschine war ein Rad gebrochen, und sie lag quer über den Schienen; der Tender und der Gepäckwagen waren ebenfalls entgleist, hatten sich neben die sterbende gelegt, die fauchte, stöhnte, pfiff und spie, wie ein Pferd, das auf der Straße gestürzt ist und dessen Flanken schlagen, dessen Brust zittert, dessen Nüstern rauchen, dessen ganzer Körper bebt, aber das nicht mehr der geringsten Bewegung fähig scheint, um aufzustehen und weiter zu laufen.

Es gab weder Tote noch Verwundete, nur ein paar leicht Verletzte, denn der Zug war noch nicht recht im Gang gewesen. Und wir sahen nun verzweifelt das große, verstümmelte Eisenvieh,

das uns nicht mehr ziehen konnte und das vielleicht nun auf lange Zeit den Weg versperrte, daliegen. Auf lange Zeit, denn es mußte wahrscheinlich aus Paris telegraphisch ein Hilfszug herbeigerufen werden.

Es war zehn Uhr morgens, und ich entschloß mich sofort nach Gisors zurück zu gehen und dort zu frühstücken.

Als ich den Bahndamm hinunterschritt, sagte ich zu mir: Gisors? Gisors? Da kenne ich doch jemand, — aber wen denn? Gisors? Ich muß doch irgend einen Bekannten hier haben.

Plötzlich kam mir ein Name in die Erinnerung: Albert Marambot.

Ein einstiger Schulfreund, den ich seit zwanzig Jahren nicht gesehen hatte und der in Gisors Arzt war. Er hatte mich oft eingeladen, ich hatte immer versprochen zu kommen, war aber nie gekommen. Jetzt konnte ich die Gelegenheit benutzen.

Den ersten Vorübergehenden fragte ich: — Wissen Sie, wo Herr Dr. Marambot wohnt? — Er antwortete sofort mit dem gedehnten Accent des Normannen: — Rue Dauphine. — Ich sah in der That an der Thür des mir bezeichneten

Hauses eine große Kupferplatte, auf der der Name meines einstigen Schulfreundes graviert stand. Ich klingelte. Aber das Mädchen, strohblond, mit langsamen Bewegungen, sagte mit thörichtem Ausdruck:
— Er ist nicht da, er ist nicht da.

Ich hörte Bestecke klappern und Gläser klirren und rief:

— He Marambot! — Eine Thür ging auf, und ein dicker Mann mit Backenbart und zufriedener Miene, eine Serviette in der Hand, erschien.

Ich hätte ihn ganz bestimmt nicht wieder erkannt. Er sah aus wie fünfundvierzig Jahr, und in einer Sekunde erschien vor mir das ganze Provinzleben, das schwer, dick und alt macht. In einem einzigen Geistesblitz, schneller als meine Bewegung, ihm die Hand entgegenzustrecken, kannte ich seine ganze Existenz, seine Lebensweise, seinen geistigen Horizont, seine Weltanschauung. Ich erriet, daß er gern lange bei Tisch saß, was ihm seinen Schmerbauch eingetragen hatte, daß er nachher stumpfsinnig schlief in durch Cognacbegießung erschwerter Verdauung und sah, wie er schläfrig seine Kranken anblickte, immer im Gedanken an das Huhn, das auf dem Herde briet. Ich hörte die ganze Unterhaltung über Küchen-

dinge, über Apfel- und Beeren-Wein, Schnaps, über die Art, gewisse Speisen zuzubereiten, Saucen, schön, rund und voll zu machen, all das stand vor mir, als ich seine dicken, runden Backen sah, seine schweren Lippen und den toten Blick der Augen.

Ich sagte zu ihm:

— Erkennst Du mich denn nicht? Ich bin Raoul Aubertin.

Er öffnete die Arme und hätte mich beinah erwürgt. Dann war sein erstes Wort:

— Du hast doch hoffentlich noch nicht gefrühstückt?

— Nein.

— So ein Glück! Ich bin eben bei Tisch, und habe gerade wundervolle Forellen.

Fünf Minuten später frühstückte ich mit ihm. Ich fragte ihn:

— Bist Du Junggeselle geblieben?

— Allerdings.

— Und befindest Du Dich denn wohl hier?

— Ich langweile mich nicht, ich bin beschäftigt. Ich habe Patienten und Freunde, ich esse gut, ich lache gern, ich gehe auf die Jagd — so ist's ganz nett.

— Kommt Dir denn das Dasein in der kleinen Stadt nicht etwas eintönig vor?

— Nein, lieber Freund, wenn man sich zu beschäftigen weiß ... Im übrigen ist's in einer kleinen Stadt genau so wie in einer großen. Die Ereignisse und Freuden sind dünner gesät, aber man mißt ihnen einen größeren Wert bei, man hat weniger Beziehungen, aber man sieht sich häufiger. Wenn man alle Fenster in einer Straße kennt, so beschäftigt einen jedes einzelne mehr, als eine ganze Straße in Paris.

Weißt Du, solch eine kleine Stadt ist sehr amüsant, sehr amüsant. Sieh mal zum Beispiel Gisors. Ich kenne es in- und auswendig von den ersten Anfängen bis heute. Du hast keine Ahnung, wie seltsam die Geschichte dieser Stadt ist.

— Bist Du aus Gisors?

— Ich? Nein, ich bin aus Gournay, der Nachbarstadt und Rivalin. Gournay ist neben Gisors, was Lucullus neben Cicero war: hier ist alles auf Ruhm erpicht, und man spricht von den „Ehrgeizigen von Gisors," in Gournay ist alles für gutes Leben und es heißt: „die Schlemmer von Gournay."

Gisors verachtet Gournay, aber Gournay

macht sich über Gisors lustig. Es ist furchtbar komisch hier bei uns.

Ich bemerkte, daß ich wirklich etwas Vorzügliches aß, weiche Eier in einem Fleischgelee, das durch Kräuter schmackhaft gemacht und leicht gefroren war.

Ich sagte, mit der Zunge schnalzend, um Marambot zu schmeicheln: — Das schmeckt fein.

Er lächelte: — Zwei Sachen sind dazu nötig, gutes Gelee, das ist schwer zu bekommen, und gute Eier. Oh, gute Eier sind so selten! Das Gelbe muß etwas rötlich sein, so richtig schmackhaft. Ich habe zwei Hühnerhöfe, einen für Eierproduktion und einen für Geflügelmästung. Meine Leghühner füttere ich auf ganz besondere Art. Ich habe so meine Ideen darüber. In dem Ei, wie im Fleisch des Huhnes, des Ochsen oder des Hammels, in der Milch, in allem findet man wieder und muß ihn auch schmecken den Kern, die Quintessenz der ganzen bisherigen Nahrung des Tieres. Man könnte so viel besser essen, wenn man sich mehr darum kümmerte.

Ich lachte:

— Du bist also Feinschmecker?

— Ja wahrhaftig! Nur dumme Menschen

sind keine Feinschmecker. Feinschmecker ist man, wie man Künstler, Gelehrter oder Dichter ist. Der Geschmack, lieber Freund, ist ein zarter Sinn, der verbesserungsfähig ist und gehütet werden muß, wie Auge und Ohr. Wer keinen Geschmack hat, dem fehlt etwas Wunderbares, die Fähigkeit, die Qualität der Nahrungsmittel zu unterscheiden, so wie man vielleicht die Schönheiten eines Buches oder Kunstwerkes nicht unterscheiden kann. Wer keinen Geschmack hat, dem fehlt ein wichtiger Sinn, ein wesentlicher Teil der menschlichen Überlegenheit, der gehört einer der unzähligen Arten von Krüppeln an, den thörichten, linkischen Menschen, aus denen sich unsere Rasse zusammensetzt Solche Leute sind „zungendumm“ mit einem Wort, so wie man gehirndumm sein kann. Ein Mensch, der eine Languste von einem Hummer nicht unterscheiden kann, einen Häring, diesen wunderbaren Fisch, der als Köstlichstes alle Meeresdüfte in sich trägt, von einer Makrele nicht unterscheiden kann oder von einem Wittling, und eine gewöhnliche Birne nicht von einer Duchesse, ist etwa so wie einer, der Balzac mit Eugen Sue verwechseln würde oder eine Symfonie von Beethoven mit dem Armeemarsch irgend eines Militärmusik-

dirigenten, und den Apollo von Belvedere mit der Bildsäule des Generals de Blanmont.

— Wer ist denn der General de Blanmont?

— Ach so, das weißt Du ja nicht. Na, man sieht schon, daß Du nicht aus Gisors bist. Lieber Freund, ich habe Dir vorhin gesagt, daß man die Einwohner dieser Stadt die Ehrgeizigen von Gisors nennt, und nie hat jemand diesen Beinamen mehr verdient. Aber zuerst wollen wir frühstücken, und ich werde von der Stadt erst sprechen, wenn ich sie Dir gleichzeitig zeigen kann.

Von Zeit zu Zeit unterbrach er sich, um langsam ein Glas Wein zu trinken, das er zärtlich anblickte, wenn er es auf den Tisch setzte.

Mit der um den Hals gebundenen Serviette, den roten Backen, den gierigen Augen, dem um den arbeitenden Mund sich ausbreitenden Backenbart, war er wirklich komisch anzusehen.

Ich mußte essen, bis ich nicht mehr konnte. Als ich dann wieder zum Bahnhof gehen wollte, nahm er mich beim Arm und zog mich durch die Straßen. Die Stadt hat einen netten Provinzcharakter und wird von ihrer Festung überragt, dem wundervollsten, militärischen Bauwerk des siebenten Jahrhunderts in Frankreich. Sie liegt

ihrerseits wieder über einem langen, grünen Thal, in dem die schweren Kühe der Normandie weiden und wiederkäuen auf den grünen Wiesen.

Der Doktor sagte zu mir: — Gisors, Stadt von viertausend Einwohnern an der Eure, wird schon bei Caesar erwähnt: Cäsaris ostium — Cäsartium — Cäsortium — Gisortium — Gisors. Ich werde Dich aber nicht zum römischen Lager führen, dessen Spuren man noch genau sieht.

Ich lachte und antwortete: — Lieber Freund, Du scheinst eine ganz eigene Krankheit zu haben, die solltest Du als Arzt mal genau studieren. Man nennt sie Kirchturmkrankheit.

Er hielt inne:

— Der Kirchturmgeist, lieber Freund, ist nichts anderes, als der natürliche Patriotismus. Ich liebe mein Haus, meine Stadt und meine Provinz über alles, weil ich dort die Sitten meines Dorfes wiederfinde. Aber wenn ich die Grenze liebe und sie verteidige, und wenn ich mich ärgere, wenn der Nachbar den Fuß darübersetzt, so geschieht das, weil ich mich in meinem Haus bedroht fühle, weil die Grenze, die ich nicht kenne, meine Provinz ist. So bin ich, — ein Normanne, ein wahrer Normanne, und trotz meines Hasses gegen die Deutschen und

meines Rachedurstes, verachte ich sie nicht, hasse ich sie nicht aus Instinkt, wie den Engländer, unsern wirklichen Feind, den Erbfeind und natürlichen Feind des Normannen, weil der Engländer auf diesem Boden, wo meine Vorfahren gewohnt haben, eingebrochen ist, ihn verwüstet und zerstört hat zwanzig Mal, und mir die Abneigung gegen dieses perfide Volk von Jugend auf eingeflößt worden ist durch meinen Vater. Sieh mal da, das ist die Bildsäule des Generals.

— Welches Generals?

— Des General de Blanmont. Wir mußten eine Statue haben! Wir sind nicht umsonst die Ehrgeizigen von Gisors, und da haben wir den General de Blanmont entdeckt. Sieh nur mal in das Schaufenster dieser Buchhandlung.

Er führte mich an das Fenster eines Buchladens, wo ein paar Dutzend rote, gelbe, blaue Bücher den Blick auf sich zogen.

Als ich die Titel las, packte mich fast ein Lachkrampf. Sie hießen: „Gisors, sein Ursprung, seine Zukunft von M. X. . . ., Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaften.“

„Geschichte von Gisors von Pfarrer A. . . .“

„Gisors von Cäsar bis auf unsere Tage von M. B. . . . Grundbesitzer.“

„Gisors und seine Umgebung von Dr. C. D. . . .“

„Gisors und seine Berühmtheit von einem Kenner.“

— Lieber Freund, — sagte Marambot, — kein Jahr geht vorüber, nicht ein Jahr hörst Du wohl, ohne daß hier eine neue Geschichte von Gisors erscheint. Es giebt deren schon dreiundzwanzig.

— Ja, und die Berühmtheiten von Gisors? — fragte ich.

— Ach, die kann ich Dir nicht alle aufzählen. Ich will Dir nur ein paar nennen. Da haben wir zuerst den General de Blanmont gehabt, dann den Baron Davillier, den berühmten Keramiker, den Erforscher Spaniens und der Balearen, der die wunderbaren spanisch-arabischen Fayancen den Kennern zugängig machte, dann in der Litteratur einen Journalisten von großem Verdienst, der heut schon tot ist, Karl Brainne, und unter den Lebenden den sehr bemerkenswerten Herausgeber der „Rouener Neusten Nachrichten“ Karl Lapierre und noch viele andere, viele andere.

Wir folgten einer langen, sich leise senkenden

Straße, auf der in ihrer ganzen Ausdehnung die Junisonne glühte, so daß die Leute in ihren Häusern geblieben waren.

Plötzlich erschien am anderen Ende der Straße ein Mann, ein Betrunkener, der hin- und hertaumelte.

Er kam daher, den Kopf vorgestreckt, mit schlenkernden Armen, eingedrückten Knieen, machte einmal drei, sechs oder zehn schnelle Schritte und blieb dann halten. Wenn seine kurze Anspannung der Thatkraft ihn bis auf die Mitte der Straße gebracht hatte, blieb er stehen, schwankte, ob er hinfallen oder sich zum zweiten Male aufraffen sollte, dann rannte er plötzlich in irgend einer Richtung wieder davon. Nun stieß er an ein Haus, an dem er kleben zu bleiben schien, als ob er hinein wollte mitten durch die Wand, durch den Anprall flog er herum, stierte vor sich hin mit offenem Mund, blinzelte im Sonnenschein, gab sich einen Stoß, so daß sein Rücken von der Mauer abkam, und setzte sich wieder in Bewegung.

Bellend folgte ihm ein kleiner gelber Hund, blieb stehen, wenn er stehen blieb und lief weiter, wenn er weiterging.

— Da sieh mal, — sagte Marambot, — das ist der Inhaber des Tugendpreises der Frau Husson.

Ich war sehr erstaunt und fragte: — Tugendpreis der Frau Husson? Was soll denn das heißen?

Der Arzt begann zu lachen:

— Ach, so nennen wir bei uns die Betrunkenen. Das kommt von einer alten Geschichte, die jetzt beinah Legende geworden ist, obgleich sie von A bis Z wahr ist.

— Das ist wohl eine sehr komische Geschichte?

— Ja, sehr komisch.

— Das mußt Du mir erzählen.

— Sehr gern. Früher gab es in dieser Stadt eine alte Dame, die sehr tugendhaft war und Beschützerin der Tugend zugleich. Sie hieß Frau Husson. Ich nenne Dir wirkliche Namen und nicht Namen, die ich jetzt erfinde. Frau Husson beschäftigte sich hauptsächlich mit Wohlthätigkeit, half den Armen und unterstützte die, die es wert waren. Sie war klein, machte winzige, trippelnde Schrittchen, trug eine Perrücke und ging immer in schwarzer Seide, war sehr feierlich und höflich und stand sich ausgezeichnet mit dem lieben Gott in Gestalt des Pfarrers Malou. Sie hatte einen tiefen Abscheu, einen natürlichen Abscheu vor dem Laster und besonders vor dem Laster,

das die Kirche Unzucht nennt. Schwangerschaften vor der Ehe brachten sie zur Verzweiflung, empörten sie derart, daß sie ganz außer sich geriet.

Es war gerade die Zeit, in der in der Umgegend von Paris die Rosenjungfrauen gekrönt wurden, und da kam Frau Husson auf die Idee, in Gisors auch eine Rosenjungfrau zu besitzen.

Sie teilte es dem Pfarrer Malou mit, der sofort eine Kandidatinnenliste aufstellte.

Aber Frau Housson wurde durch ein altes, Fränzchen genanntes, Dienstmädchen bedient, das ebenso unerträglich war wie ihre Herrin.

Sobald der Priester fort war, rief Frau Husson die Dienerin und sagte zu ihr;

— Hier, Fränzchen. ist die Liste der Mädchen, die mir der Pfarrer für den Tugendpreis vorgeschlagen hat. Jetzt suche mal 'rauszubekommen, was man von ihnen in der Gegend denkt.

Und Fränzchen machte sich auf den Weg. Sie sammelte allen Klatsch, alle Geschichten, jeden Verdacht, jede Niederträchtigkeit, und um nichts zu vergessen, schrieb sie das in ihr Küchenbuch mit den Ausgaben zusammen und gab es jeden Morgen Frau Husson, die nun, nachdem sie die Brille auf ihre scharfe Nase gesetzt, las:

Brot . . . . vier Sous
Milch . . . . zwei Sous
Butter . . . . acht Sous

Malwine Levesque hat voriges Jahr ein Techtelmechtel mit Mathurin Poilu gehabt.

Kalbfleisch . . . . . fünfundzwanzig Sous
Salz . . . . ein Sou

Rosalie Vatinel ist am 20. Juli in der Abenddämmerung von der Plättfrau, Frau Onésime, im Riboudetwäldchen mit Cäsar Piénoir getroffen worden.

Radieschen . . . . ein Sous
Essig . . . . zwei Sous
Sauerampfer . . . . zwei Sous

Josefine Durdent. Man soll nur nicht glauben, daß sie nichts gemacht hat, denn sie schreibt sich mit dem Sohn von Oportun, der in Rouen in Dienst ist und der ihr eine Haube durch die Post geschickt hat.

Keine einzige blieb nach dieser genauen Erkundigung makellos. Fränzchen befragte alle Welt, die Nachbarn, die Lieferanten, den Lehrer, die Nonnen in der Schule und las allen Klatsch zusammen.

Da es nun auf der ganzen Welt gar kein Mädchen giebt, über das die alten Weiber nicht getratscht hätten, fand sich denn auch im ganzen Lande nicht eine einzige, über die nicht geredet worden wäre.

Nun wollte aber Frau Husson, daß die Rosen-

jungfrau von Gisors, wie die Gattin des Cäsar, nicht einmal im Gerede gewesen sein dürfte, und war verzweifelt, niedergeschlagen, ganz erschrocken, angesichts des Küchenbuches ihrer Dienerin.

Nun wurde der Kreis für die Preisträgerin weiter gezogen bis zu den nächstliegenden Dörfern.

Aber man fand keine. Der Ortsvorstand wurde gefragt. Die, die er nannte, konnten ebensowenig den Preis bekommen. Die Mädchen, die Dr. Barbesol namhaft machte, hatten auch kein Glück, trotz seiner wissenschaftlich erhärteten Urteile.

Da sagte eines Morgens Fränzchen, die vom Einkaufen heimkehrte:

— Sehen Sie, Frau Husson, wenn Sie jemand krönen wollen, giebts nur einen in der Gegend: Isidor.

Frau Husson überlegte. Sie kannte Isidor wohl, den Sohn der Obstfrau Virginie. Seine sprichwörtliche Jungfräulichkeit wurde seit mehreren Jahren schon in Gisors belacht und diente zu allerlei spaßigen Unterhaltungen und zum Amüsement der Mädchen, denen es Scherz machte, ihn zu necken. Er war fünfundzwanzig Jahr, groß, linkisch, langsam, furchtsam; er half der Mutter im Ge-

schäft und putzte den ganzen Tag Früchte oder Gemüse auf einem Stuhl vor der Thür.

Er hatte vor Unterröcken eine krankhafte Angst, so daß er die Augen niederschlug, sobald ihn eine Käuferin lächelnd ansah. Und diese bekannte Befangenheit brachte es dahin, daß alle Witzbolde in der Gegend ihren Ulk mit ihm trieben.

Bei Zoten oder Anspielungen wurde er so schnell rot, daß ihn Dr. Barbesol „den Schamthermometer" genannt hatte. War er wissend oder war er es nicht? fragten sich die Nachbarn lachend. War es nur die einfache Scheu vor unbekannten schamvollen Ereignissen oder der Abscheu vor der häßlichen Berührung, die die Liebe erfordert, wodurch der Sohn der Obstfrau Virginie so bewegt schien? Die Straßenjungen liefen an der Bude vorbei und brüllten Schmutzereien, damit er die Augen niederschlagen sollte. Den Mädchen machte es Scherz, immer wieder vorüberzugehen und Dinge zu flüstern, die ihn ins Haus trieben. Die Frechsten provozierten ihn öffentlich, um zu lachen, sich zu unterhalten, proponierten ihm ein Stelldichein und kamen ihm in unglaublicher Weise entgegen.

Frau Husson überlegte also.

Isidor war allerdings von außergewöhnlicher, notorisch unerschütterlicher Tugend. Niemand, auch die größten Zweifler, die Ungläubigsten hätten es nicht gewagt, Isidor der leisesten Verletzung der Moral zu beschuldigen. Man hatte ihn auch nie im Wirtshaus gesehen, man traf ihn nie abends auf der Straße, um acht Uhr ging er zu Bett und stand um vier Uhr auf, — er war die Vollendung selbst, eine Perle.

Aber Frau Husson zögerte noch. Der Gedanke, statt einer Rosenjungfrau einen Rosenjüngling zu erwählen, kam ihr doch eigen vor, und sie beschloß, erst mal den Pfarrer Malou um Rat zu fragen.

Pfarrer Malou antwortete: — Frau Husson, was wollen Sie belohnen? Die Tugend, nichtwahr, nur die Tugend?

Es kommt also doch nicht darauf an, ob Mann oder Frau. Die Tugend ist etwas Allgemeines, die Tugend hat kein Vaterland und kein Geschlecht, sondern ist eben die Tugend.

Da er ihr so zuredete, ging Frau Husson zum Ortsvorstand.

Er war auch ganz der Ansicht. — Wir werden ein schönes Fest machen, — sagte er, — und wenn

wir ein anderes Jahr ein Mädchen finden, das ebenso würdig wie Isidor ist, sprechen wir den Tugendpreis einem Mädchen zu. Wir geben damit sogar Nanterre ein gutes Beispiel. Wir wollen nicht so engherzig sein, sondern das Verdienst belohnen, wo es sich findet.

Isidor wurde es mitgeteilt. Er wurde puterrot und schien sehr zufrieden damit zu sein.

Die Krönung wurde also auf den fünfzehnten August, den Tag Mariä Himmelfahrt und zugleich Geburtstag des Kaisers Napoleon festgesetzt.

Der Magistrat wollte die Feierlichkeit besonders erhebend gestalten und hatte eine Tribüne gebaut an der Verlängerung der alten Befestigung, wo wir nachher hingehen werden.

Durch einen natürlichen Umschwung der öffentlichen Meinung wurde Isidors Tugend, die bis dahin belacht worden war, plötzlich etwas sehr Verehrungswürdiges und Beneidetes, seitdem sie ihm fünfhundert Franken einbringen sollte und außerdem ein Sparkassenbuch und einen ganzen Berg von Hochachtung und Ruhm. Jetzt bedauerten die Mädchen ihren Leichtsinn, ihr Lachen, ihr freies Benehmen. Und obgleich Isidor immer

noch bescheiden und schüchtern blieb, so hatte er doch eine zufriedene Miene angenommen, aus der sein inneres Glück leuchtete.

Schon am Tage vor dem fünfzehnten August war die ganze Rue Dauphine mit Fahnen geschmückt. Ach, ich habe vergessen, Dir zu erzählen, weshalb die Straße Rue Dauphine genannt worden ist.

Es soll die Dauphine, also irgend eine Kronprinzessin, ich weiß nicht welche, einmal nach Gisors gekommen sein, und da hat ihr der Ortsvorstand einen so langen Empfang bereitet, daß sie mitten auf dem Triumphzug durch die Stadt vor einem der Häuser dieser Straße halten blieb und rief: — Ach, ist das Haus hübsch, das möchte ich gern mal ansehen. Wem gehört es denn? — Man nannte ihr den Namen des Besitzers, er wurde gesucht, gefunden und herbeigeführt, verlegen und doch glückselig vor der Prinzessin.

Sie stieg aus dem Wagen, ging in das Haus hinein, wollte es von oben bis unten kennen lernen und blieb sogar ein paar Augenblicke allein in einem Zimmer.

Als sie wieder heraustrat, brüllte das Volk, das durch die Ehre, die einem Bürger widerfahren,

sich geschmeichelt fühlte: Es lebe die Dauphine! Aber ein Witzbold machte ein Lied an die Königliche Hoheit:

Das Prinzeßchen sehr pressiert
Sich als Priester hier geriert,
Tauft die schöne Straße heut
Mit etwas Wasser, das — nicht geweiht.

Aber ich komme auf Isidor zurück. Längs des ganzen Weges hatte man Blumen gestreut wie bei einer Prozession. Die Nationalgarde war ausgerückt unter Befehl des Hauptmann Desbarres, eines alten Soldaten der großen Armee, der stolz neben dem Kreuz der Ehrenlegion, das ihm der Kaiser selbst überreicht, zu Hause unter Glas und Rahmen einen Kosakenbart aufbewahrte, den er mit einem Säbelhieb vom Kinn seines Trägers im russischen Feldzug abgehauen.

Die Truppe, die er befehligte, war übrigens in der ganzen Provinz berühmt, und die Kompagnie von Gisors wurde auf fünfundzwanzig bis dreißig Meilen in der Runde zu allen großen Festen herangezogen. Man erzählt, daß König Louis Philipp, als er eine Parade abhielt über die Milizen des Departements Eure ganz erstaunt vor der Kompagnie von Gisors stehen geblieben wäre

und ausgerufen hätte: — Wo sind denn diese schönen Grenadiere her!

— Das sind die von Gisors, — antwortete der General.

— Das hätte ich mir denken können, — murmelte der König.

Hauptmann Desbarres kam also mit seinen Leuten, die Musik voran, um Isidor aus dem Laden seiner Mutter abzuholen.

Nachdem unter den Fenstern ein Marsch gespielt worden, erschien der Tugendjüngling selbst auf der Schwelle.

Er war von Kopf bis zu Fuß in weißes Leinen gekleidet und trug einen Strohhut mit einem Bouquet von Orangenblüten gewissermaßen als Kokarde.

Die Frage, wie er gekleidet gehen sollte, hatte Frau Husson viel Kopfzerbrechen gemacht. Sie hatte lange geschwankt zwischen dem schwarzen Anzug der Kommunikanten und einem ganz weißen Gewand. Aber Fränzchen, die sie beriet, war für den weißen Anzug, indem sie sinnig bemerkte, der Rosenjüngling würde dann wie ein Schwan aussehen.

Hinter ihm erschien seine Gönnerin, seine Patin,

Frau Husson, mit triumphierender Miene. Sie nahm seinen Arm, um hinauszutreten, und der Ortsvorsteher stellte sich dann rechts neben den Rosenjüngling. Trommelwirbel klang, Hauptmann Desbarres kommandierte: Achtung! Präsentiert das Gewehr! Der Zug setzte sich in Bewegung zur Kirche unter riesigem Zusammenlauf des Volkes, das von allen Nachbargemeinden zusammengeströmt war.

Nach einer kurzen Messe und einer rührenden Ansprache des Pfarrers Malou kehrten sie zu den Festungswerken zurück, wo unter einem Zelt ein Mahl bereitstand.

Ehe sie sich zu Tisch setzten, ergriff der Ortsvorsteher das Wort. Ich sage Dir, ich kann die Rede wörtlich wiederholen, ich habe sie auswendig gelernt, denn sie ist zu schön:

„Junger Mann! Eine treffliche Frau, die von den Armen geliebt und von den Reichen geehrt wird, Frau Husson, der das ganze Land hier dankt durch meinen Mund, ist auf den Gedanken gekommen, auf den glücklichen wohlthätigen Gedanken, in dieser Stadt einen Tugendpreis zu stiften, der ein köstlicher Ansporn sein soll allen Bewohnern dieser wunderschönen Gegend.

Sie, junger Mann, sind der erste Inhaber dieses Tugendpreises, der erste dieser Dynastie der Braven und Keuschen, dem die Krone zufiel. Ihr Name wird für immer an der Spitze der Liste dieser Wackeren stehen, und nun muß Ihr ganzes Leben, verstehen Sie wohl, Ihr ganzes Leben diesem glücklichen Anfang auch entsprechen. Sie gehen heute, angesichts dieser edlen Dame, die Ihr Wohlverhalten belohnt, angesichts dieser Bürgertruppe, die Ihnen zu Ehren unter Waffen steht, angesichts dieser tiefbewegten Versammlung, die sich zusammengefunden hat, um Ihnen Beifall zuzurufen oder vielmehr in Ihnen die Tugend zu begrüßen, einen feierlichen Bund ein mit der Stadt, mit uns allen, bis zu Ihrem Tode weiter das ausgezeichnete Beispiel zu geben, das Sie in Ihrer Jugend gegeben.

Vergessen Sie das nicht, junger Mann! Sie sind das erste Samenkorn, das in dieses Feld der Hoffnung gestreut wird, geben Sie uns die Früchte, die wir von Ihnen erwarten."

Der Ortsvorsteher machte drei Schritte, öffnete die Arme und drückte den schluchzenden Isidor an sein Herz.

Der Rosenjüngling weinte, ohne zu wissen,

warum, in unbewußter Rührung, voll Stolz, voll glücklicher unbestimmter Weichheit.

Dann gab ihm der Ortsvorstand eine seidene Börse in die Hand, in der Gold klimperte, fünfhundert Franken in Gold, und in die andere Hand gab er ihm ein Sparkassenbuch. Und dann sagte er zu ihm mit feierlicher Stimme: Heil, Glück, Segen der Tugend!

Hauptmann Desbarres heulte: Bravo! Die Grenadiere brüllten, das Volk klatschte.

Frau Husson wischte sich die Augen.

Dann setzte man sich an den Tisch, auf dem das Diner serviert wurde.

Es war unendlich lang und prachtvoll. Eine Schüssel folgte der anderen, der gelbe Apfelwein und der rote Beerenwein verbrüderten sich in den Gläsern und mischten sich im Magen. Tellerklappern, Stimmengewirr, die Musik die da spielte, gaben ein ununterbrochenes Rauschen ab, stiegen in die klare Luft hinauf, in der Lerchen flogen. Frau Husson rückte ab und zu ihre schwarzseidene Perrücke zurecht, die auf ein Ohr gerutscht war, und unterhielt sich mit dem Pfarrer Malou. Der Ortsvorstand war in Stimmung geraten und sprach mit Hauptmann Desbarres über Politik

Und Isidor aß, Isidor trank, wie er noch nie getrunken und gegessen hatte. Er nahm von allen Gerichten mehrfach und fand zum ersten Mal, daß es doch ganz schön ist, wenn man sich den Bauch mit solchen guten Sachen vollschlagen kann, die einem zuerst wohlgethan, als sie durch den Mund spazierten. Geschickt hatte er die Hosenschnalle geöffnet, die ihm wehthat beim Anschwellen seines Bäuchleins, und schweigend, aber doch etwas verlegen wegen eines Weinfleckes auf dem weißen Rock, hörte er auf zu kauen, um sein Glas an den Mund zu führen und so lange wie möglich daran zu behalten, denn er schlürfte langsam.

Die Zeit der Trinksprüche war gekommen. Sie waren unzählbar und wurden lebhaft beklatscht. Der Abend brach herein, seit Mittag saß man bei Tisch, schon senkten sich milchweiße Dünste auf das Thal nieder, das leichte Nachtkleid der Bäche und Wiesen. Die Sonne war bis zum Horizont hinabgestiegen, die Kühe brüllten in der Ferne im Nebeldunst der Weide. Es war zu Ende, man kehrte nach Gisors zurück. Der Zug hatte sich jetzt aufgelöst und schritt in Unordnung. Frau Husson hatte Isidors Arm genommen und gab ihm eine Menge ausgezeichneter dringender Ratschläge.

Sie blieb am Haus der Obstfrau stehen, und der Rosenjüngling wurde bei seiner Mutter gelassen.

Sie war noch nicht heimgekehrt. Sie war von ihrer Familie eingeladen worden, gleichfalls den Triumph ihres Sohnes zu feiern, und hatte bei ihrer Schwester gegessen, nachdem sie dem Zug bis zum Bankettzelt gefolgt war.

Isidor blieb also allein im dunklen Laden.

Er setzte sich auf einen Stuhl. Der Wein und der Stolz erregten ihn, und er blickte sich um.

Die Möhren, der Kohl, die Zwiebeln strömten in dem geschlossenen Raum ihren Gemüseduft aus, ihren starken, kräftigen Gartengeruch, in den sich leicht und durchdringend Erdbeerduft mischte und das leichte, flüchtige Aroma eines Korbes voll Pfirsiche.

Der Rosenjüngling nahm eine und aß sie, obgleich sein Bauch rund war wie ein Kürbis. Plötzlich packte ihn ein Freudenanfall, und er begann zu tanzen, wobei etwas in seinem Rock klimperte. Er war erstaunt, steckte die Hände in die Taschen und zog den Geldbeutel mit den fünfhundert Franken heraus, den er in der Trunkenheit ganz vergessen. Fünfhundert Franken, ein ganzes Vermögen! Er schüttete die Goldstücke auf den Ladentisch breitete sie zärtlich streichelnd mit der großen

offenen Hand langsam aus, um sie gut zu sehen. Fünfundzwanzig waren es, fünfundzwanzig runde Geldstücke, alle Gold. Sie glitzerten auf dem Holz in der tiefen Dunkelheit, und er zählte sie und zählte sie noch einmal, tippte mit dem Finger auf jedes einzelne: eins, zwei, drei, vier, fünf, — hundert; sechs, sieben, acht, neun, zehn, — zweihundert . . . Dann steckte er sie wieder in den Geldbeutel, den er in die Tasche versenkte.

Wer wird je den furchtbaren Kampf enträtseln können zwischen dem Guten und dem Bösen in der Seele des Rosenjünglings, den wilden Angriff des Teufels, seine Winkelzüge, seine Versuchungen, die er in dieses schüchterne, jungfräuliche Herz warf? Welche Bilder, welche Träume erfand der Satan, um diesen Auserwählten zu packen und zu verderben? Der Auserwählte der Frau Husson nahm seinen Hut, seinen Hut, an dem noch das kleine Orangeblütensträußchen steckte und ging auf die Straße hinter dem Haus und verschwand in der Nacht . . . .

Als der Obstfrau Virginie gesagt worden, daß ihr Sohn heimgekommen, kehrte sie fast augenblicklich heim und fand das Haus leer. Sie wartete, ohne zuerst weiter erstaunt zu sein; dann

nach einer Viertelstunde erkundigte sie sich. Die Nachbarn in der Rue Dauphine hatten Isidor nach Haus kommen, aber ihn nicht wieder fortgehen sehen. Er wurde also gesucht, man fand ihn nicht. Die Obstfrau wurde ängstlich, lief zum Ortsvorsteher, der wußte von nichts, als daß sie den Rosenjüngling bis zur Thür gebracht. Frau Husson war schon zu Bett gegangen, als man ihr mitteilte, daß ihr Schützling verschwunden sei. Sie setzte sofort wieder ihre Perrücke auf, erhob sich und ging selbst zu Virginie. Virginie, deren einfache Seele schnellen Gemütsbewegungen zugänglich war, saß heulend unter ihrem Kohl, ihren Möhren und Zwiebeln.

Man fürchtete, daß ein Unglück geschehen sei. Was? Hauptmann Desbarres benachrichtigte die Gendarmerie, die die Stadt absuchte, und auf der Straße nach Pontoise fand man den kleinen Orangeblütenstrauß. Er wurde mitten auf den Tisch gelegt, um den herum die Honoratioren saßen und berieten. Der Rosenjüngling mußte irgend einem Neid, einer List zum Opfer gefallen sein. Aber wie? Welche Mittel mochte man angewendet haben, um den Unschuldigen zu entführen, und zu welchem Zweck?

Die Honoratioren waren es müde, noch länger vergeblich zu suchen, und gingen zu Bett. Nur Virginie blieb weinend wach.

Da erfuhr Gisors mit Entsetzen, als am nächsten Abend der Postwagen von Paris zurückkehrte, daß der Rosenjüngling den Wagen zweihundert Meter vom Ort angerufen hatte, eingestiegen war, seinen Platz mit einem Goldstück bezahlt hatte, auf das er sich hatte herausgeben lassen, und daß er dann ganz ruhig mitten in der großen Stadt ausgestiegen sei.

Die Aufregung im Lande wuchs. Briefe wurden zwischen dem Ortsvorsteher und dem Pariser Polizeichef gewechselt, aber ohne Erfolg.

Ein Tag verstrich nach dem anderen, die Woche ging vorüber.

Da bemerkte Dr. Barbesol, der zeitig ausgegangen war, auf der Schwelle einer Thür einen Mann in einem grauen Leinwandanzug, der den Kopf an die Wand lehnte und schlief. Er näherte sich ihm und erkannte Isidor.

Er wollte ihn wecken, aber es gelang nicht. Der Ex-Tugendbold schlief einen tiefen, unwiderstehlichen, beunruhigenden Schlaf, und der erstaunte Arzt rief Hilfe, um den jungen Mann zur Apo-

theke zu bringen. Als man ihn fortbrachte, fand man eine leere Flasche bei ihm. Der Doktor roch daran und erklärte, sie habe Schnaps enthalten. Das war ein Fingerzeig, um zu wissen, wie man ihn zu behandeln hatte. Es gelang. Isidor war betrunken, betrunken und ganz 'runtergekommen durch acht Tage Trunkenheit, dreckig und besoffen, daß ihn kein Kloakenräumer hätte anfassen mögen. Sein schöner Anzug aus weißer Leinwand war zu graugelblichen, fettigen, stinkigen, widerlichen Lappen geworden, und der ganze Mensch roch nach Rinnstein, Kloake und Laster.

Er wurde gewaschen, man hielt ihm eine Standrede, dann wurde er eingesperrt, und vier Tage ging er nicht aus. Er schien sich zu schämen und reuig zu sein. Man hatte bei ihm weder den Geldbeutel mit den fünfhundert Franken gefunden, noch das Sparkassenbuch, noch seine silberne Uhr, ein heiliges Erbstück seines Vaters, des Obsthändlers.

Am fünften Tage wagte er sich auf die Rue Dauphine. Neugierige Blicke folgten ihm, und er ging längs der Häuser, den Kopf gesenkt, und wagte niemand anzublicken. Er verlor sich in das Thal hinab, aber zwei Stunden später erschien er wieder,

lachend und an den Mauern entlangtaumelnd. Er war betrunken, total betrunken.

Es war nicht möglich, ihn zu heilen.

Seine Mutter warf ihn hinaus. Er wurde Fuhrknecht und fuhr Kohlenwagen für die Firma Pougrisel, die heute noch existiert.

Sein Ruf als Trunkenbold ward so groß, daß man sogar in Evreux vom Rosenjüngling der Frau Husson sprach, und allen Säufern der Gegend hängt man jetzt den Namen an.

Jede Wohlthat trägt Zinsen . . . .

Doktor Marambot rieb sich die Hände, nachdem er seine Geschichte beendet. Ich fragte:

— Hast Du denn den Rosenjüngling gekannt?

— Ja, ich habe die Ehre gehabt, ihm die Augen zuzudrücken.

— Woran ist er denn gestorben?

— An Delirium tremens natürlich.

Wir waren an die alten Festungswerke gekommen, ein Haufen ruinenartiger Mauern, über die sich der gewaltige Turm St. Thomas von Canterbury und der sogenannte Turm des Gefangeuen erhebt.

Marambot erzählte mir die Geschichte dieses

Gefangenen, der mit Hilfe eines Nagels die Mauern seines Verließes mit Skulpturen bedeckte.

Dann erfuhr ich, daß Clothar II. seinem Vetter, dem heiligen Romanus, Erzbischof von Rouen, das Patrimonium von Gisors übertragen hatte, daß Gisors dann nach dem Vertrag von Saint-Clair-sur-Epte nicht mehr die Hauptstadt des Vexin geblieben, daß die Stadt der wichtigste strategische Punkt dieses ganzen Teiles von Frankreich sei und daß sie infolge dieses Vorteils unzählige Male erobert und wieder erobert wurde. Auf Befehl Wilhelm des Roten baute der berühmte Festungsbaumeister Robert von Bellesme dort eine gewaltige Festung, die später durch Ludwig den Dicken und dann durch die normannischen Raubritter belagert, durch Robert von Candos verteidigt und endlich durch Gottfried Plantagenet Ludwig dem Dicken überlassen wurde, zuletzt durch Verrat der Tempelritter abermals von den Engländern eingenommen ward, daß Philipp August und Richard Löwenherz sich darum stritten, Eduard III. von England, der das Schloß nicht erstürmen konnte, es einäscherte, 1419 die Engländer Gisors abermals eroberten, dann Richard von Marbury es Karl VII. zurückgab, der Herzog

von Calabre es eroberte, die Liga es einnahm, Heinrich IV. dort wohnte und so weiter, und so weiter.

Und Marambot sagte überzeugt, fast beredt geworden:

— Diese Engländer, solche Lumpen! Und alle besaufen sie sich, alle sind sie Rosenjünglinge, diese alten Heuchler!

Dann nach einer Pause deutete er mit dem Arm auf den schmalen Bachlauf, der auf der Wiese glänzte:

— Wußtest Du, daß Heinrich Monnier einer der eifrigsten Angler an der ganzen Epte war?

— Nein, das habe ich nicht gewußt.

— Und Bouffé, mein Lieber, Bouffé ist hier Glasmaler gewesen.

— Nein wirklich?

— Ja, ja, gewiß. Aber daß Du so was nicht weißt!

Abgeblitzt

Ich fuhr über Turin nach Corsica. In Nizza nahm ich den Dampfer nach Bastia, und sobald wir in See waren, sah ich auf dem Deck eine junge nette, sehr bescheidene Frau sitzen, die in die Ferne blickte. Aha, sagte ich mir, das ist was für mich während der Fahrt.

Ich stellte mich ihr gegenüber, blickte sie an und fragte mich alles, was man sich fragt, wenn man eine unbekannte Frau sieht, die einen interessiert: Ob sie verheiratet, wie alt sie wäre, wie ihr Charakter sei. Denn man errät durch das, was man sieht, das Verborgene. Man forscht mit dem Auge, mit der Phantasie, was im Kleid und unter den Kleidern steckt. Man betrachtet die Länge des Körpers, wenn sie sitzt, sucht den Knöchel zu sehen, beobachtet die Bildung der Hand, die ein Sinnbild für alle feineren Eigenschaften ist, und sieht zu, wie das Ohr geformt ist, das den Ursprung leichter verrät, als ein doch nicht immer



sicheres Geburtszeugnis; man strengt sich an, sie sprechen zu hören, um ganz ihre Art zu durchdringen, das, wohin ihr Herz neigt, durch den Ton der Stimme zu entschleiern. Denn der Ton und alle Hebungen und Senkungen der Sprache enthüllen einem gewiegten Beobachter alles Wundersame einer Seele, indem der Zusammenklang immer da ist, obgleich vielleicht nur schwer zu fassen, der Zusammenhang zwischen dem Gedanken und dem Organ, das ihn wiedergiebt.

Ich beobachtete also aufmerksam meine Nachbarin, suchte nach allen möglichen Zeichen, erforschte ihre Bewegungen und wartete, was mir ihre ganze Haltung verraten möchte.

Sie öffnete eine kleine Reisetasche und nahm eine Zeitung heraus. Ich rieb mir die Hände, denn: sage mir, was du liest, und ich will dir sagen, was du denkst.

Sie begann mit lächelnder Miene den Leitartikel. Der Titel des Blattes sprang mir sofort in die Augen: das Echo de Paris. Ich war ganz erstaunt. Sie las ein Feuilleton von Scholl. Donnerwetter nochmal! Sie war also eine Schollistin. Was, eine Schollistin? Sie begann zu lächeln, ein verschmitztes Lächeln. Na, nun warte mal,

mein Kind, das ist ja ausgezeichnet! Eine Schollistin, jawohl. Also sie liebte französische Art, Feinheit und Salz, sogar Pfeffer. Das ist ein gutes Zeichen. Und ich dachte: Warten wir den Gegenbeweis ab.

Ich setzte mich in ihre Nähe und begann, mit derselben Aufmerksamkeit einen Gedichtband zu lesen, den ich bei der Abreise gekauft: Liebeslieder von Felix Frank.

Ich merkte, daß sie den Titel auf meinem Buch gelesen hatte, mit flüchtigem Blick, wie ein Vogel in der Luft eine Mücke fängt. Ein paar Reisende gingen an uns vorüber und blickten sie an, aber sie schien nur an ihr Feuilleton zu denken. Als sie es beendet hatte, legte sie die Zeitung zwischen uns.

Ich grüßte und bat:

— Gnädige Frau, erlauben Sie mir wohl, daß ich einen Blick in das Blatt werfe?

— Gewiß, sehr gern.

— Darf ich Ihnen vielleicht so lange diesen Gedichtband anbieten?

— Sehr gern. Ist er unterhaltend?

Ich war etwas verdutzt durch diese Frage. Man fragt doch nicht, ob ein Gedichtband unterhaltend ist. Ich antwortete:

— Er ist mehr als das, er ist sehr fein und künstlerisch.

— Dann, bitte, geben Sie her.

Sie nahm das Buch, schlug es auf und begann mit leichtem Erstaunen es zu durchfliegen und mit einer Miene, die bewies, daß sie wohl nicht oft Verse las.

Sie schien manchmal ganz gerührt zu sein, dann lächelte sie wieder, aber in ganz anderer Art, als da sie die Zeitung las.

Plötzlich fragte ich sie:

— Gefällt es Ihnen?

— Ja. Aber ich liebe lustige Sachen, sehr lustige Sachen, ich bin nicht sentimental.

Und wir begannen uns zu unterhalten. Ich erfuhr, daß sie die Frau eines Rittmeisters von den Dragonern, die in Ajaccio stehen, war, und daß sie ihrem Mann nachreiste. Nach ein paar Minuten merkte ich wohl, daß sie den Mann nicht sehr liebte. Und doch liebte sie ihn, aber mit Zurückhaltung, wie man einen Mann liebt, der die Hoffnungen aus der Zeit des Brautstandes nicht ganz erfüllt hat. Er hatte sie von Garnison zu Garnison geschleppt durch eine Menge trauriger, kleiner Städtchen, ach so traurig! Und nun rief

er sie auf diese Insel, die wohl auch nicht lustig sein mochte. Nein, das Leben war nicht für alle Leute ein Kinderspiel, sie wäre lieber bei ihren Eltern in Lyon geblieben, denn in Lyon kannte sie alle Welt, aber sie mußte jetzt nach Corsica gehen. Der Minister war wirklich nicht nett gegen ihren Mann, der doch ein sehr tüchtiger Soldat war.

Und wir sprachen von den Orten, wo sie gern hingegangen wäre.

Ich fragte:

— Mögen Sie Paris?

Sie rief:

— O und ob! Kann man nur so fragen. — Und sie begann mit einer solchen Begeisterung, einer solchen Glut und leidenschaftlichen Überzeugung von Paris zu sprechen, daß ich dachte:

„Aha, dabei müssen wir bleiben.“

Sie betete Paris an aus der Ferne, mit der verzweifelten Leidenschaft des Provinzlers, mit der tollen Ungeduld eines Vogels im Käfig, der, vom Fenster, an dem er hängt, den ganzen Tag über in der Ferne den Wald sieht.

Sie begann mich zu befragen und stammelte vor Bewegung. Sie wollte in fünf Minuten alles, alles wissen, die Namen aller berühmten

Leute und noch von vielen anderen, die ich nie hatte erwähnen hören.

— Wie ist denn eigentlich Gounod und Sardou? Ach, ich liebe die Sardouschen Stücke so sehr. Wie amüsant die sind und wie geistreich. Jedesmal, wenn ich eins sehe, kann ich es tagelang gar nicht vergessen. Dann habe ich auch ein Buch von Daudet gelesen, das mir so riesig gefallen hat: Sappho. Kennen Sie es? Ist Daudet ein schöner Mann? Haben Sie ihn mal gesehen? Und wie ist Zola? Ach, ich sage Ihnen, über Germinal habe ich so geweint! Wissen Sie noch, das kleine Kind, das im Dunkeln stirbt, das ist schrecklich. Ich bin ganz krank darüber geworden. Das ist allerdings nicht zum Lachen. Dann habe ich auch ein Buch von Bourget gelesen: Grausames Rätsel. Ich habe eine Cousine, die von diesem Roman so gepackt worden ist, daß sie an Bourget geschrieben hat. Aber ich fand das zu poetisch, ich habe die komischen Sachen lieber. Kennen Sie Grevin und Coquelin und Damala und Rochefort? Man sagt, er hätte so viel Geist. Und Cassagnac, der soll ja täglich ein Duell haben?

— — — — — — — — — — — — — —

Nach etwa einer Stunde begann sich ihre

Fragewut zu erschöpfen, und da ich nun ihre Neugierde gründlich befriedigt, begann ich meinerseits zu reden.

Ich erzählte ihr Geschichten aus der Gesellschaft, aus der Pariser großen Gesellschaft. Sie hörte angespannt, mit klopfendem Herzen zu. Sie muß eine nette Idee von den schönen, bekannten Damen von Paris bekommen haben. Da gab es nur galante Abenteuer, Stelldicheins, plötzliche Siege und leidenschaftliche Hingabe. Sie fragte mich ab und zu: — Ach, ist die große Welt so?

Ich lächelte verschmitzt:

— Ja. Nur die kleinen Bürgersfrauen leben so gleichgiltig und langweilig hin, aus Achtung vor der Tugend, die ihnen niemand dankt.

Und nun begann ich mich über die Tugend lustig zu machen, ironisch mit philosophischen Schlagworten und treffenden Witzen. Ich verhöhnte die armen Wesen, die alt werden, ohne irgend etwas Gutes, Zartes, Süßes, Zärtliches, Galantes kennen gelernt zu haben, ohne das köstliche Glück eines geraubten glühenden Kusses genossen zu haben, weil sie einen guten Dümmling von Mann geheiratet haben, dessen eheliche Zurückhaltung sie bis zum Tode die raffinierte

Sinnlichkeit und alle heißeren Gefühle vermissen läßt.

Dann erzählte ich Anekdoten, Anekdoten aus den Kabinets particuliers, Intriguen, von denen ich behauptete, daß sie die ganze Welt kennte, und der Schluß war immer das Lob der Heimlichkeit, der Discretion, der schnellen heimlichen Liebe, die man wie eine Frucht im Vorübergehen pflückt und vergißt, nachdem sie kaum genossen.

Die Nacht kam, eine warme ruhige Nacht. Der große Dampfer zitterte beim Gang der Maschine und glitt unter dem violetten, von glitzernden Sternen besäten unendlichen Himmel über das Meer hin.

— Ich werde schlafengehen, — sagte sie. — Gute Nacht!

Und sie drückte mir die Hand.

Ich wußte, daß sie am anderen Tag die Post von Bastia nach Ajaccio, durch das Bergland hindurch, nehmen mußte, die die ganze Nacht durch fährt. Ich sagte: — Gute Nacht, gnädige Frau.

Und auch ich ging zu Bett in meine Kabine.

Ich hatte früh am anderen Morgen für mich ganz allein die drei Plätze im Coupé der Post gemietet.

Als ich in den alten Kasten stieg, der bei sinkender Nacht Bastia verließ, fragte mich der Kutscher, ob ich vielleicht eine Ecke einer Dame überlassen würde.

Ich fragte kurz:

— Was ist das für eine Dame?

— Die Frau eines Offiziers, die nach Ajaccio fährt.

— Sagen Sie der Dame, ich trete ihr gern einen Platz ab.

Sie kam und sagte, sie habe den ganzen Tag geschlafen, sie entschuldigte sich, dankte mir und stieg ein.

Das Coupé war eine Art von hermetisch verschlossener Schachtel, in die nur durch die beiden Thüren Licht einfiel. Wir saßen also da drin im Tête à Tête. Die Post fuhr in langem Trabe davon und kam bald in das Bergland. Ein frischer, starker Duft von aromatischen Kräutern zog durch die herabgelassenen Scheiben ein, jener starke Duft, den Corsica so weit hinaus ausströmt, daß die Seeleute ihn auf der See riechen, ein durchdringender Duft, wie der Geruch eines Menschenleibes, wie der Schweiß der grünen duftgetränkten Erde, den die glühende Sonne daraus

gesogen hat und der nun im Windhauch verdunstet.

Ich begann wieder von Paris zu sprechen, und sie hörte mir abermals mit fieberhafter Aufmerksamkeit zu. Meine Geschichten wurden etwas keck, voll versteckter Worte und Anspielungen, die das Blut entzünden.

Es war ganz dunkel geworden. Ich sah nichts mehr, nicht einmal den weißen Fleck, mit dem sich das Antlitz der jungen Frau noch vorhin abgezeichnet, nur die Laterne am Bock warf einen Schein auf die vier Pferde, die Schritt bergan zogen.

Ab und zu tönte das Rauschen eines Gebirgstromes, der aus den Felsen brach und verlor sich dann weit in der Ferne hinter uns.

Ich streckte langsam den Fuß vor und traf den ihren, den sie nicht zurückzog. Nun bewegte ich mich nicht mehr, wartete, und plötzlich wechselte ich die Tonart und redete zärtlich, mit Leidenschaft. Ich hatte die Hand ausgestreckt und berührte die ihre. Ich redete immer weiter, nahe an ihrem Ohr, ganz nahe ihrem Mund, ich fühlte schon ihr Herz gegen meine Brust schlagen, es klopfte schnell und stark, ein gutes Zeichen. Da drückte ich

langsam meine Lippen auf ihren Hals, meiner Sache sicher, daß sie mir gehörte, so sicher, daß ich darauf die höchste Wette eingegangen wäre.

Aber plötzlich schreckte sie empor, als wäre sie eben aufgewacht, fuhr so zusammen, daß ich beinah bis zur anderen Ecke des Wagens flog. Dann, ehe ich die Sache fassen, nachdenken, irgend etwas mir überlegen konnte, bekam ich vier oder fünf fürchterliche Ohrfeigen und dann einen Hagel von Faustschlägen, der mich kurz und scharf überallhin traf, ohne daß ich in der tiefen Dunkelheit, in der der Kampf vor sich ging, hätte parieren können.

Ich streckte die Hand aus und suchte, wenn auch vergebens, ihre Arme zu erwischen. Als ich dann nicht mehr wußte, was ich thun sollte, wendete ich mich schnell um und bot ihrem wütenden Angriff nur noch meinen Rücken, indem ich den Kopf in die Kissen steckte.

Sie schien vielleicht am Klang der Prügel dieses verzweifelte Manöver zu merken und hörte plötzlich auf, mich zu schlagen.

Ein paar Sekunden darauf saß sie wieder in ihrer Ecke und begann verzweifelt zu weinen, mindestens eine Stunde lang.

Ich hatte wieder Platz genommen, sehr beunruhigt und sehr beschämt. Ich hätte gern mit ihr gesprochen, aber was sollte ich sagen? Ich fand nichts. Mich entschuldigen, das wäre zu dumm gewesen. Was hätte ein anderer an meiner Stelle gesagt? Nichts, nichtwahr?

Jetzt wimmerte sie, stieß ab und zu einen lauten Seufzer aus, der mich rührte und mich zur Verzweiflung brachte. Ich hätte sie trösten mögen, sie umarmen wie ein trauriges Kind, sie um Entschuldigung bitten, vor ihr niederknieen, — aber ich wagte es nicht.

In solchen Lagen kommt man sich furchtbar dumm vor. Endlich beruhigte sie sich, und wir blieben jeder in seiner Ecke unbeweglich stumm sitzen, während der Wagen immer weiter fuhr, und nur ab und zu hielt, um die Pferde zu wechseln. Dann schlossen wir beide schnell die Augen, um uns nicht anblicken zu müssen, wenn durch die Scheiben der helle Strahl einer Stalllaterne fiel. Darauf fuhr die Post weiter, und immer umwehte uns die frische, wundervolle, korsische Bergluft, umschmeichelte Wangen und Lippen und berauschte mich wie Wein.

Ach, wie schön hätte die Reise sein können,

wäre meine Begleiterin nicht so thöricht gewesen!

Langsam stahl sich der Tag in den Wagen, ein fahles Frühlicht. Ich sah meine Nachbarin an, sie that, als ob sie schliefe. Dann ging die Sonne hinter den Bergen auf und beschien mit ihrer Helle einen riesigen, tiefblauen Golf, von gewaltigen Granitgipfeln umgeben. Am Rande des Golfes erschien noch im Schatten eine weiße Stadt vor uns.

Da that meine Nachbarin, als wache sie auf, öffnete die Augen, sie waren rot, öffnete den Mund, als wolle sie gähnen, wie wenn sie lange schön geschlafen, dann zögerte sie, errötete und stammelte:

— Sind wir bald da?

— Jawohl, gnädige Frau, in kaum einer Stunde.

Und sie sagte, indem sie in die Ferne hinausblickte:

— So eine Nacht im Wagen macht furchtbar müde.

— Ja, das rüttelt einen durch und durch.

— Vor allem nach der Seefahrt.

— Jawohl.

— Ist das Ajaccio da unten?

— Jawohl, gnädige Frau.

— Ach, ich wünschte, wir wären schon da.

— Das kann ich wohl begreifen.

Ihre Stimme klang etwas verwirrt, sie schien verlegen zu sein, ihr Blick irrte herum, und doch war es mir, als hätte sie alles vergessen.

Ich bewunderte, wie die Frauen alle gerissen sind, wie diplomatisch.

Nach einer Stunde kamen wir wirklich an, und ein großer Dragoneroffizier, wie ein Herkules gewachsen, der an der Post stand, winkte, als er den Wagen sah, mit dem Taschentuch.

Meine Nachbarin fiel ihm in die Arme und küßte ihn mindestens zwanzigmal, indem sie rief:

— Geht es Dir gut? Ich konnte es nicht mehr erwarten, Dich wiederzusehen.

Mein Koffer war vom Verdeck heruntergehoben worden, und ich zog mich diskret zurück. Da rief sie mir zu:

— O Sie gehen und sagen mir nicht einmal adieu.

Ich stammelte:

— Gnädige Frau, ich wollte Sie in Ihrem Glück nicht stören.

Da sagte sie zu ihrem Mann:

— Danke doch einmal dem Herrn, mein Liebling, er ist sehr liebenswürdig während der Reise gegen mich gewesen. Er hat mir sogar im Coupé, das er allein genommen hatte, einen Platz angeboten. Es ist immer ein Glück, so nette Reisegefährten zu finden.

Der Mann drückte mir die Hand und dankte mir aus vollem Herzen.

Die junge Frau lächelte, als sie uns ansah . . . Ich muß ein furchtbar dummes Gesicht gemacht haben.

Tollwut?

Meine liebe Genoveva! Ich soll Dir von meiner Hochzeitsreise erzählen? Wie kann ich das wagen? Du bist schlau, du hast mir nichts gesagt, mich auch nichts erraten lassen, nein, nichts, und dabei bist Du seit anderthalb Jahren verheiratet, ja, seit ein und einem halben Jahr. Du, die Du Dich meine beste Freundin nennst, Du, die mir früher nichts verbarg, bist nicht einmal so gut gewesen, mich vorzubereiten. Wenn Du mir nur gesagt hättest: nimm Dich in Acht, paß' auf! Wenn Du in meine Seele den leisesten Verdacht gesenkt hättest, einen ganz kleinen, würdest Du mich davor bewahrt haben, eine große Dummheit zu begehen, über die ich noch erröte, über die mein Mann bis zu seinem Ende lachen wird, an der Du allein schuld bist.

Ich habe mich unsterblich blamiert. Ich habe einen Irrtum begangen, wie man ihn nie vergißt, durch Deine Schuld, Du Böse, durch Deine

Schuld. Ach, wenn ich nur eine Ahnung gehabt hätte!

Weißt Du, wie ich so schreibe, bekomme ich Mut und bin entschlossen, Dir alles zu sagen, aber versprich mir, nicht allzusehr zu lachen.

Erwarte kein Lustspiel, es ist die wahre Tragödie.

Du erinnerst Dich doch meiner Hochzeit? Wir wollten am selben Abend noch auf die Hochzeitsreise gehen. Ich hatte gewiß keine Ähnlichkeit mit der kleinen Paulette, deren Geschichte uns Gyp in dem geistreichen Roman „Um die Ehe“ so komisch erzählt, und wenn meine Mutter mir gesagt hätte, wie Frau von Hautretan zu ihrer Tochter: „Dein Mann wird Dich in seine Arme nehmen und . . .“ wäre ich gewiß nicht herausgeplatzt wie Paulette mit den Worten: „Das brauchst Du mir nicht zu sagen, Mama, das weiß ich alles ebenso genau wie Du.“

Ich wußte nichts, und Mama, meine arme Mama, die vor allem Angst hat, hat nicht gewagt, diesen zarten Gegenstand zu berühren.

Also um fünf Uhr abends, nach der Mahlzeit, wurde uns mitgeteilt, daß uns der Wagen erwarte. Die Gäste waren fort, ich war fertig. Ich erinnere mich noch des Lärms, wie die Koffer

die Treppe hinuntergebracht wurden und wie Papa durch die Nase sprach, weil er nicht zeigen wollte, daß er weinte. Der arme Mann sagte mir, indem er mich küßte: „Mut, Kindchen!“ als sollte ich mir einen Zahn ziehen lassen, Mama aber heulte wie ein Springbrunnen. Mein Mann trieb mich zur Eile an, um den schwierigen Abschied zu erleichtern, ich war selbst in Thränen, obgleich sehr glücklich. Das ist weiter keine Erklärung, aber es war so. Plötzlich fühlte ich etwas an meinem Kleid zerren, es war Bijou, der schon den ganzen Tag über vergessen worden. Das arme Tier sagte mir auf seine Art Lebewohl. Es zuckte mir durch's Herz, und ich sehnte mich danach, meinen Hund zu umarmen. Ich nahm ihn also, Du weißt, er ist nur wie eine Faust so groß, auf und überschüttete ihn mit Küssen. Ich küsse dies Tier zu gern, es ist ein so köstliches, reizendes Viehchen!

Das Tier aber war wie verrückt, kratzte mit den Pfoten, leckte mich und packte mich mit den Zähnen, wie er es thut, wenn er sich wohl fühlt. Plötzlich hatte er meine Nase erwischt und ich fühlte, daß er mir weh that. Ich stieß einen kleinen Schrei aus und setzte den Hund zur Erde. Er hatte

mich, während er spielen wollte, wirklich gebissen. Ich blutete, alle waren außer sich, Wasser, Essig, Tücher wurden gebracht, und mein Mann wollte mich selbst pflegen. Übrigens war es weiter nichts, zwei kleine Risse wie Nadelstiche. Nach fünf Minuten hatte die Blutung aufgehört, und wir fuhren fort. Wir wollten eine Reise durch die Normandie machen, etwa sechs Wochen. Abends kamen wir in Dieppe an. Wenn ich Abends sage, so meine ich damit Mitternacht. Du weißt, wie ich das Meer liebe. Ich erklärte meinem Mann, daß ich nicht zu Bett gehen wollte, ehe ich es gesehen. Das schien ihn zu ärgern, und ich fragte ihn lächelnd: — Bist Du schläfrig?

Er antwortete: — Nein, meine Liebe, aber Du solltest wissen, daß ich nun endlich mit Dir allein sein möchte.

Ich war erstaunt: — Mit mir allein, aber wir sind doch allein im Wagen seit Paris.

Er lächelte: — Ja, aber im Coupé ist's doch nicht dasselbe wie in unserm Zimmer.

Doch ich blieb dabei: — Nun, am Strande sind wir doch auch allein, das genügt doch.

Es schien ihm nicht zu passen, aber er sagte: — Na, also gut, da Du es gern willst.

Die Nacht war prachtvoll, eine jener Nächte, die einem unbestimmte Gedanken in die Seele zaubern oder vielmehr nur das Gefühl von Gedanken, den Wunsch, die Arme zu öffnen, den Himmel zu umarmen, oder Gott weiß, was. Es ist, als erführe man ein großes Geheimnis.

In der Luft scheinen Träume sich zu wiegen, ist alles so poetisch, ein Glück, größer denn von dieser Erde, eine Art unendliche Trunkenheit, die von den Sternen, vom Mond, vom silbrig bewegten Wasser kommt. Das sind die schönsten Augenblicke des Lebens. Dann erscheint einem das ganze Dasein anders, verschönt, köstlich. Sie sind wie die Enthüllung dessen, was sein könnte . . . oder was sein wird.

Aber mein Mann schien ungeduldig zu sein, heimzukehren, und ich sagte zu ihm: — Frierst Du? — Nein! — Dann sieh doch mal das kleine Schiff da drüben, das wie auf dem Wasser schläft. Ist es nicht wundervoll hier? Ich würde gern hier bleiben, bis es Morgen wird. Was meinst Du, wollen wir nicht den Tagesanbruch hier erwarten?

Er meinte, ich machte mich über ihn lustig, und zog mich beinah mit Gewalt zum Hotel. Wenn ich nur etwas geahnt hätte. Der Elende!

Als wir allein waren, schämte ich mich, fühlte mich verlegen und wußte nicht warum, das schwöre ich Dir. Endlich schickte ich ihn in das Toilettenzimmer und ging zu Bett.

Oh, meine Liebe, wie soll ich Dir das erzählen? Kurz, also höre. Er hielt wahrscheinlich meine übergroße Unschuld für Bosheit, meine übergroße Naivetät für Niederträchtigkeit, meine vertrauensvolle, kindliche Hingabe für Absicht und ging nicht mit der zarten Schonung vor, die nötig ist, um diese Geheimnisse einer unvorbereiteten, ahnungslosen Seele begreiflich und annehmbar zu machen.

Und plötzlich meinte ich, er sei verrückt geworden. Dann faßte mich die Angst, und ich fragte mich, ob er mich töten wollte. Wenn einen die Angst packt, denkt man nicht nach, denkt an nichts mehr, man wird verrückt, und eine Sekunde hindurch bildete ich mir Fürchterliches ein. Ich dachte an die Rubrik „Vermischtes" in den Zeitungen, an geheimnisvolle Verbrechen, an all die Geschichten, die man von jungen Mädchen erzählt, die Schufte geheiratet haben. Kannte ich diesen Mann? Ich wehrte mich, stieß ihn zurück vor Entsetzen. Ich riß ihm sogar eine Hand voll Haare aus und die Hälfte seines Schnurrbartes. Und durch meine An-

strengungen von ihm befreit, sprang ich auf und brüllte: Hilfe! Ich rannte zur Thür, schob den Riegel zurück und lief halb nackt auf die Treppe.

Andere Thüren öffneten sich, Männer im Nachthemd erschienen mit Licht in der Hand, ich fiel in des einen Herrn Arme und bat ihn um seinen Schutz. Er stürzte sich auf meinen Mann.

Was dann noch geschah, weiß ich nicht. Man prügelte sich, brüllte, und dann fingen sie an zu lachen, aber so an zu lachen, das kannst Du Dir gar nicht vorstellen. Das ganze Haus lachte, vom Keller bis zum Boden. Ich hörte im Korridor Ausbrüche von Heiterkeit und andere in den Zimmern unten. Die Küchenjungen gröhlten unter dem Dach, und im Flur wand sich der Nachtportier auf seiner Matratze.

Denke Dir nur, in einem Hotel!

Nachher war ich mit meinem Mann allein, der mir einige allgemeine Auseinandersetzungen machte, wie man etwa ein chemisches Experiment erklärt, ehe man es versucht. Er war nicht sehr zufrieden, ich weinte bis Tagesanbruch, und sobald das Hotel geöffnet wurde, reisten wir ab.

Aber das ist noch nicht alles.

Am nächsten Tage kamen wir nach Pourville.

das erst der Anfang eines Seebades ist. Mein Mann überhäufte mich mit allerlei Zärtlichkeiten und Aufmerksamkeiten. Nach der ersten Verstimmung schien er glückselig. Beschämt und verzweifelt über mein Abenteuer am Tag vorher, war ich so liebenswürdig und gelehrig wie möglich. Aber Du kannst Dir das Entsetzen, den Ekel, beinah den Haß nicht vorstellen, den mir Heinrich einflößte, als ich dieses scheußliche Geheimnis erfuhr, das man den jungen Mädchen so sorgsam verbirgt. Ich fühlte mich verzweifelt, traurig bis zum Tode, von allen Illusionen geheilt und von der Sehnsucht gepeinigt, zu meinen armen Eltern zurückzukehren. Den übernächsten Tag kamen wir nach Etretat. Alle Badegäste waren in Bewegung: eine junge Frau war durch einen kleinen Hund gebissen worden und an Tollwut gestorben. Ein Entsetzensschauer lief mir über den Rücken, als ich die Geschichte an der Table d'hôte hörte. Es war mir sofort, als thäte mir die Nase weh, und als hätte ich wundersame Gefühle in allen Gliedern.

Die Nacht schlief ich nicht. Ich hatte meinen Mann ganz vergessen. Wenn ich nun auch an Tollwut sterben mußte? Am nächsten Tage ließ ich mir durch einen Kellner Einzelheiten erzählen.

Er berichtete Fürchterliches. Den ganzen Tag über ging ich am Strand spazieren. Ich sprach nicht mehr, ich dachte immerfort nach. Die Tollwut, welch fürchterlicher Tod! Heinrich fragte mich: Was hast Du denn nur? Du bist so traurig. Ich antwortete: Nichts, nichts! — Mein irres Auge blieb auf dem Meer haften, ohne es zu sehen, auf den Bauernhöfen, auf der Ebene, ohne daß ich hätte sagen können, was ich erblickt. Um nichts auf dieser Welt hätte ich zugegeben, was mich quälte. Ich empfand Schmerz, wirklichen Schmerz in der Nase. Ich wollte heimkehren.

Kaum befanden wir uns im Hotel, so schloß ich mich ein, um die Wunde zu betrachten. Sie war nicht mehr zu sehen, und doch konnte ich nicht daran zweifeln, sie schmerzte. Ich schrieb sofort meiner Mutter einen kurzen Brief, der ihr sehr seltsam vorgekommen sein muß. Ich bat um sofortige Antwort auf ganz gleichgiltige Fragen, kurz ehe ich schloß, schrieb ich: „Vor allen Dingen gieb mir Nachricht über Bijou.“

Am nächsten Tag konnte ich nichts zu mir nehmen, aber wollte doch keinen Arzt sehen und blieb den ganzen Tag am Strand sitzen und betrachtete die Badenden im Wasser. Da kamen

Dicke oder Dünne, alle scheußlich in fürchterlichen Kostümen, an. Aber mir war nicht wie Lachen zu Mute, ich dachte, sind die Leute glücklich, denn sie sind nicht gebissen worden. Sie werden am Leben bleiben, sie haben nichts zu fürchten, sie können sich unterhalten, so viel sie wollen. Sind die ruhig!

Alle Augenblicke faßte ich mich an die Nase: schwoll sie nicht? Und kaum waren wir ins Hotel zurückgekehrt, so schloß ich mich ein, um mich im Spiegel zu betrachten. Oh, wenn meine Nase die Farbe verändert hätte, wäre ich augenblicklich ge-gestorben.

Am Abend fühlte ich plötzlich etwas wie eine Zärtlichkeit für meinen Mann, die Zärtlichkeit der Verzweiflung. Er schien mir gut, ich lehnte mich auf seinen Arm, zwanzigmal wollte ich ihm mein fürchterliches Geheimnis mitteilen, aber ich schwieg.

Er machte sich meine Hingabe und meine Seelenniedergeschlagenheit scheußlich zu nutze. Ich hatte keine Kraft, ihm zu wiederzustehen, noch selbst den Willen. Ich hätte alles ertragen, alles gelitten. Am nächsten Tag bekam ich einen Brief meiner Mutter. Sie antwortete auf meine Fragen, aber sagte nichts von Bijou. Ich dachte sofort,

er ist tot, und man will es mir nicht sagen. Da wollte ich zum Telegraphenamt laufen, um eine Depesche abzuschicken. Aber ein Gedanke hinderte mich. Wenn er wirklich tot war, würde man es mir nicht sagen. Ich ergab mich also in mein Schicksal, zwei Tage noch in Hangen und Bangen zu schweben, und schrieb von neuem. Ich bat, man sollte mir den Hund zu meiner Zerstreuung schicken, denn ich langweilte mich ein wenig.

Nachmittags begann ich zu zittern. Ich konnte kein Glas in die Hand nehmen, ohne die Hälfte zu vergießen. Mein Seelenzustand war jammervoll. Ich lief bei einbrechender Dunkelheit meinem Mann davon in die Kirche. Ich betete lange.

Als ich wiederkam, fühlte ich erneute Schmerzen in der Nase und ging zu einem Apotheker, in dessen Laden Licht war. Ich erzählte ihm von einer Freundin, die gebissen worden und bat ihn um Rat. Es war ein liebenswürdiger, entgegenkommender Mann, er gab mir reichlich Auskunft, aber ich vergaß die Dinge, wie er mir sie kaum gesagt, so verwirrt war ich. Nur eins merkte ich mir: „Viele empfehlen Abführmittel.“ Ich kaufte mehrere Flaschen von ich weiß nicht was, unter dem Vorwand, sie meiner Freundin zu schicken.

Die Hunde, die mir begegneten, flößten mir Entsetzen ein und die Lust, davon zu eilen so schnell ich konnte. Ein paarmal war es mir, als hätte ich auch Lust, sie zu beißen.

Die Nacht war fürchterlich unruhig. Mein Mann zog seinen Vorteil daraus. Wieder am nächsten Tag bekam ich die Antwort meiner Mutter. Bijou, schrieb sie, ginge es ausgezeichnet, aber es würde ihm doch schlecht bekommen, wenn man ihn so ganz allein mit der Eisenbahn schickte. Man wollte ihn mir also nicht schicken, er war tot!

Ich konnte noch immer nicht schlafen, Heinrich aber schnarchte. Er wachte ein paarmal auf, — ich war wie bewußtlos.

Am nächsten Tage nahm ich ein Seebad. Es überlief mich so kalt, als ich ins Wasser ging, daß mir beinah schlecht geworden wäre. Und dieses eisige Gefühl erschütterte mich noch mehr, es liefen mir furchtbare Zuckungen durch die Beine, aber die Nase that mir gar nicht mehr weh.

Zufällig stellte man mir den Oberarzt des Seebades vor, einen reizenden Herrn. Und mit größter Geschicklichkeit begann ich ihn über den Gegenstand zu befragen. Ich erzählte ihm, daß mein kleiner Hund mich vor ein paar Tagen

gebissen, und ich fragte ihn, was ich zu thun hätte bei etwaiger Entzündung. Er begann zu lachen und sagte: — Ja, in Ihrer Lage, gnädige Frau, giebt es nur ein Mittel, Sie müßten sich eine neue Nase anschaffen.

Und da ich nicht begriff, fügte er hinzu: — Das wäre übrigens Ihres Mannes Sache.

Ich wußte also nichts mehr und war um nichts schlauer, als wir uns trennten.

Heinrich schien an diesem Abend sehr glücklich und heiter. Wir gingen abends ins Kasino, aber er wartete das Ende nicht ab und schlug mir vor, heimzukehren. Mich interessierte nichts mehr, und ich folgte ihm.

Ich konnte es nicht mehr im Bett aushalten, alle Nerven zuckten und zitterten. Auch er schlief nicht, er küßte mich, streichelte mich, ward zart und zärtlich, als erriete er, was ich litt. Ich überließ mich seinen Liebkosungen, ohne sie zu begreifen, ohne daran zu denken.

Aber plötzlich packte mich eine furchtbare, außergewöhnliche Krisis. Ich stieß einen entsetzlichen Schrei aus und stieß meinen Mann, der sich an mich klammerte, von mir, sprang ins Zimmer hinaus und stürzte nieder mit dem Gesicht zur

Thür. Das war der Wutanfall, die Tollwut. Ich war verloren.

Heinrich hob mich entsetzt auf. Er wollte wissen, was mir fehle. Aber ich schwieg. Ich war jetzt ganz ergeben, ich erwartete den Tod. Ich wußte, daß nach ein paar Stunden Ruhe ein zweiter Anfall folgen würde, dann wieder einer und wieder einer, bis der letzte tötlich wäre.

Ich ließ mich wieder ins Bett tragen. Bei Tagesanbruch erregten die störenden Belagerungen meines Mannes einen neuen Anfall, der länger dauerte, als der erste. Ich hätte am liebsten alles zerrissen, um mich gebissen und gebrüllt. Es war furchtbar, und doch nicht so schmerzlich, als ich gedacht.

Gegen acht Uhr morgens schlief ich zum ersten Mal seit vier Nächten. Um elf Uhr weckte mich eine geliebte Stimme, es war Mama, die meine Briefe erschreckt hatten, und die kam, um mich zu sehen. In der Hand hielt sie einen großen Korb, aus dem Bellen klang. Ich packte ihn, toll vor Verzweiflung, öffnete ihn, und Bijou sprang aufs Bett, küßte mich und wälzte sich auf dem Kopfkissen vor lauter Freude.

Nun, meine Liebe, glaube mir, wenn Du willst, erst am nächsten Tag hatte ich begriffen.

Oh, die Einbildung! Wie einen das bearbeitet. Ist das nicht zu dumm?

Ich habe nie irgend jemandem, das wirst Du begreifen, die Qualen dieser vier Tage gestanden. Denke Dir doch, wenn mein Mann es erfahren hätte! Er lacht mich schon genügend aus wegen meines Abenteuers in Dieppe. Übrigens ärgere ich mich nicht mehr zu sehr über seine Scherze, ich bin damit ausgesöhnt. Man gewöhnt sich an alles auf der Welt.

Das Modell

Gerundet wie die Sichel des zunehmenden Mondes lag die kleine Stadt Etretat da, mit ihren weißen Klippen, ihrem weißen Strand und ihrem blauen Meer, und brütete unter der Sonne eines hellen Julitages. Als die beiden Hörner dieser Mondsichel streckten die beiden Thore, das kleine rechts, das große links, in das ruhige Gewässer das eine seinen Zwergenfuß, das andere sein Riesenbein vor, und „die Nadel", die beinah so hoch war wie der Klippenrand, unten breit und scharf zulaufend, reckte ihre Spitzen gen Himmel.

Am Strand, längs der Flut, saß die Menge und sah den Badenden zu. Auf der Terrasse des Kasino saß eine zweite Menschenmenge oder bewegte sich hin und her in dem strahlenden Himmelslicht, ein Blumengarten von Toiletten, in dem große rote und blaue Sonnenschirme mit seidengestickten, riesigen Blumen wuchsen.

Auf der Promenade, am Ende der Terrasse, gingen andere Leute, die ruhigen, einfacheren, von dem eleganten Treiben abgesondert, langsam auf und ab.

Ein junger, bekannter, berühmter Mann, der Maler Hans Summer, schritt mit trauriger Miene neben einem kleinen Krankenwägelchen hin, in dem eine junge Dame, seine Frau, lag. Ein Diener schob langsam diesen rollenden Stuhl, und die Verstümmelte betrachtete mit traurigen Augen den lachenden Himmel, den herrlichen Tag und die freudigen Gesichter der Anderen.

Sie sprachen nicht miteinander. Sie sahen sich nicht an.

— Wir wollen einen Augenblick Halt machen — sagte die Frau.

Sie hielten, und der Maler setzte sich auf einen Klappstuhl, den ihm der Diener gab.

Die Leute, die hinter dem unbeweglich und stumm verweilenden Paar vorübergingen, sahen sie mit mitleidigen Blicken an. Eine Legende war um das Paar gewoben. Er hatte sie trotz ihres Gebrechens geheiratet, durch ihre Liebe zu ihm gerührt, wie man erzählte.

Nicht weit davon entfernt saßen zwei junge

Herren auf einer Schiffswinde, schwatzten und blickten in die Ferne hinaus.

— Nein, es ist nicht wahr. Ich sage Dir, ich kenne Hans Summer ganz gut.

— Ja warum hat er sie denn dann geheiratet? Denn sie war doch schon verkrüppelt, als er sie heiratete.

— Ja, allerdings. Er hat sie geheiratet, — er hat sie geheiratet, wie man eben so heiratet, mein Gott, aus Dummheit.

— Ja aber, ja aber . . .

— Ja aber! Ein Aber, lieber Freund, giebt's nicht. Man ist dumm, weil man eben dumm ist. Und dann, weißt Du, bei den Malern sind ja thörichte Heiraten geradezu eine Spezialität. Sie heiraten beinah alle Modelle, frühere Verhältnisse, kurz Frauen, denen unter allen Umständen irgend etwas anhängt. Warum? Ja, wie soll man das wissen. Man sollte denken, daß das ewige Zusammensein mit diesen dummen Puten, die man Modelle nennt, sie von dieser Sorte Weiblichkeit auf ewig kurieren müßte. Keineswegs! Erst malen sie sie, und dann heiraten sie sie. Lies nur einmal das kleine, so wahre, so grausame und so schöne Buch von Alphons Daudet: Künstlerfrauen.

Bei dem Paar, das Du da vor Dir siehst, hat sich das Unglück auf ganz besondere, fürchterliche Weise zugetragen. Die kleine Frau hat eine entsetzliche Komödie oder vielmehr ein Drama gespielt. Sie hat um alles — alles gewagt. War sie aufrichtig dabei? Liebte sie Hans wirklich? Wer wird das je wissen? Wer will uns genau sagen, was bei der Handlungsweise der Frauen wahr, und was gemacht ist. Sie sind bei ewig wechselnden Eindrücken immer aufrichtig. Sie sind leidenschaftlich, verbrecherisch, demütig, bewundernswert, niederträchtig, von unfaßbaren Gemütsbewegungen getrieben; sie lügen ununterbrochen, ohne es zu wollen, ohne es zu wissen, und dabei sind sie trotzdem ganz offen in ihren Gefühlen und Äußerungen, die sie durch plötzliche, unerwartete, unfaßbare verrückte Entschlüsse bezeugen, wodurch sie unsere Überlegungen, all unsere abgezirkelten Gewohnheiten, alle egoistischen Regungen zerstören. Das Unerwartete und Plötzliche ihrer Entschlüsse macht sie uns zu unentwirrbaren Rätseln, wir müssen uns immer fragen: sind sie nun eigentlich aufrichtig oder falsch?

— Aber, lieber Freund, sie sind zu gleicher Zeit echt und falsch, weil es in ihrer Natur liegt,

beides bis zum äußersten, und doch weder das eine noch das andere, zu sein.

Überlege Dir einmal die Mittel, die die ehrlichsten unter ihnen anwenden, um von uns zu erhalten, was sie wünschen. Diese Mittel sind kompliziert und doch einfach, so kompliziert, daß wir sie im Voraus nie erraten, und so einfach, daß, wenn wir ihnen zum Opfer gefallen sind, wir uns des Staunens nicht enthalten können, und sagen:

Was? damit hat sie mich reingelegt!

Und es glückt ihnen immer, lieber Freund, vor allen Dingen, wenn es sich um die Ehe handelt. Aber nun will ich Dir einmal die Geschichte Summers erzählen.

Die kleine Frau war Modell. Sein Modell. Und sie war hübsch, vor allem elegant, und besaß, wie es scheint, eine prachtvolle Figur. Er verliebte sich in sie, wie man in jede etwas verführerische Frau sich verliebt, wenn man sie oft sieht. Er bildete sich ein, sie aus tiefster Seele zu lieben. Es ist eine eigentümliche Erscheinung, sobald man eine Frau begehrt, glaubt man ganz bestimmt, daß man während seines ganzen übrigen Lebens sie nicht wird missen können; man weiß

sehr gut, daß einem das schon einmal passiert ist, daß der Ekel dem Besitz immer gefolgt ist, daß man, um sein Dasein neben einem anderen Wesen genießen zu können, nicht nur brutale, physische Wünsche haben muß, die bald erlöschen, sondern einer Übereinstimmung der Seelen, der Charaktere und der Temperamente bedarf. Man muß bei der Anziehung, die eine Frau auf uns ausübt, zu unterscheiden wissen, ob sie von der körperlichen Form kommt, von einer gewissen sinnlichen Trunkenheit oder von einem tiefen geistigen Reiz.

Kurz, er meinte, daß er sie liebte, und leistete ihr einen Treuschwur und lebte ganz mit ihr zusammen.

Sie war wirklich nett, von jener eleganten, nichtssagenden Art, wie sie viele Pariserinnen haben. Sie scherzte, sie plauderte, sie redete Unsinn, der geistreich schien durch die komische Art, wie sie ihn herausbrachte. Sie hatte graziöse Bewegungen, die ein Malerauge entzücken mußten. Wenn sie den Arm hob, wenn sie sich nach der Seite beugte, wenn sie in den Wagen stieg, wenn sie die Hand gab, so waren all ihre Bewegungen voll Anmut und Grazie.

Drei Monate lang merkte Hans nicht, daß sie eigentlich genau so war, wie alle anderen Modelle auch.

Sie mieteten sich für den Sommer in Andressy ein kleines Haus.

Ich war eines Abends dort, als meinem Freunde die ersten Zweifel kamen.

Da es eine prachtvolle Nacht war, wollten wir zusammen einen Spaziergang am Fluß machen. Der Mond spiegelte sich im leichtbewegten Wasser, warf seinen gelben Schein in die Strömung, über den großen, langsam dahinfließenden Fluß.

Wir gingen, etwas träumerisch gestimmt durch den wunderbaren Abend, längs des Wassers. Wir hätten irgend etwas Übermenschliches vornehmen, unbekannte, wundersam poetische Wesen lieben mögen, wir fühlten in uns Wünsche, Erregungen, seltsame Begierden, und wir schwiegen, durch die reine Abendfrische der prachtvollen Nacht befangen, durch den klaren Mondschein, der den Körper zu durchdringen scheint, den Geist weitet, ihn mit Glück sättigt und tränkt.

Plötzlich rief Josephine (sie heißt Josephine):
— O, hast Du den großen Fisch gesehen, der da im Wasser schnappt.

Er antwortete, ohne hinzublicken, ganz unbewußt:

— Ja, liebes Kind.

Sie ward böse: — Nein, Du hast ihn nicht gesehen, denn Du drehtest ihm den Rücken.

Er lächelte: — Ja, das ist wahr. Es ist so schön heute abend, daß ich an so was nicht denke.

Sie schwieg, aber nach einer Minute packte sie das Bedürfnis, zu sprechen, und sie fragte:

— Fährst Du morgen nach Paris?

Er sagte: — Ich weiß nicht.

Das erregte sie von neuem:

— Glaubst Du, daß es amüsant ist, so hier stumm spazieren zu gehen. Wer nicht dumm ist, spricht.

Er antwortete nicht. Wohlwissend in ihrem perversen Fraueninstinkt, daß sie ihn wütend machen würde, begann sie nun einen häßlichen Gassenhauer zu singen, dessen Melodie uns seit zwei Jahren ermüdend in den Ohren klang:

„Ich bin der Hans — Guck — in — die Luft —"

Er brummte:

— Bitte, schweige doch.

Sie sagte wütend:

— Warum soll ich denn schweigen?

Er antwortete:

— Du verdirbst uns die ganze Stimmung.

Da kam die Scene, die entsetzliche, dumme Scene mit unerwarteten Vorwürfen, wütenden Beschuldigungen, und dann kamen Thränen.

Alles war vorbei. Sie kehrten heim, er ohne zu antworten. Er hatte sie reden lassen, überwältigt von der Wunderpracht dieses Abends und angeekelt durch diesen Strom von Schimpfworten.

Drei Monate später wehrte er sich verzweifelt gegen die unsichtbaren und unüberwindbaren Bande, in die unser Leben die Gewohnheit schlägt. Sie hielt ihn fest, sie unterdrückte ihn, sie quälte ihn. Sie zankten sich von früh bis abends, schimpften sich und schlugen sich.

Endlich wollte er ein Ende machen und sich von ihr trennen um jeden Preis. Er verkaufte alle Bilder, borgte Geld von seinen Freunden und brachte so zwanzigtausend Franken zusammen — er war noch wenig bekannt — und ließ sie eines Morgens auf dem Kamin zurück ohne Abschiedsbrief.

Er flüchtete sich zu mir.

Gegen drei Uhr nachmittags wurde geklingelt, ich öffnete, eine Frau sprang mir entgegen und drang in mein Atelier. Sie war es.

Er hatte sich erhoben, als er sie eintreten sah.

Sie warf ihm das Briefkouvert, das die Bankbillets enthielt zu Füßen mit wirklich großartiger Gebärde und sagte kurz:

— Da ist Dein Geld. Ich danke dafür.

Sie war totenbleich, zitterte und schien zu allem bereit. Ich aber sah auch ihn erbleichen vor Wut und Verzweiflung, zu jeder Gewaltthat fähig.

Er fragte:

— Was willst Du?

Sie antwortete: — Ich will nicht wie eine Dirne behandelt sein. Du hast mir alles mögliche vorgeredet, Du hast mich verführt, ich habe nichts von Dir verlangt, behalte mich.

Er stieß mit dem Fuß auf den Boden:

— Nein, das ist zu stark, wenn Du glaubst, daß Du . . .

Ich hatte ihn beim Arm genommen:

— Schweig doch, Hans. Laß mich mal machen.

Ich ging auf sie zu, und langsam, ganz leise,

allmählich redete ich ihr Vernunft ein und setzte ihr all die Gründe auseinander, die man in solchen Lagen hat. Sie hörte unbeweglich, starren Auges, verstockt und stumm zu.

Als ich endlich nicht mehr wußte, was ich sagen sollte und sah, daß die Geschichte schief gehen würde, griff ich endlich zu einem letzten Mittel und sagte:

— Er liebt Dich ja immer noch, Kleine, aber seine Familie will ihn gern verheiraten, verstehst Du?

— Ach so, ach so, nun verstehe ich allerdings!

Und sie wendete sich zu ihm:

— Du willst . . heiraten?

Er antwortete ruhig:

— Jawohl.

Sie trat einen Schritt auf ihn zu:

— Wenn Du heiratest, töte ich mich. Hörst Du?

Er sagte, indem er die Achseln zuckte:

— Gut, töte Dich.

Sie stammelte etwas, zwei, drei Mal mit zusammengeschnürter Kehle in furchtbarer Verzweiflung:

— Was sagst Du, was sagst Du, was sagst Du? Wiederhole das.

Er sagte: — Nun so töte Dich, wenn es Dir Spaß macht.

Sie antwortete, schrecklich bleich: — Reize mich nicht, sonst stürze ich mich aus dem Fenster.

Er begann zu lachen, ging ans Fenster, öffnete es, machte eine Verbeugung, als ließe er jemanden zuerst zur Thür hinaustreten:

— Bitte, hier, geh' nur immer voraus.

Eine Sekunde blickte sie ihn verzweifelt mit starren, fürchterlichen Augen an, dann nahm sie einen Anlauf, als wollte sie über eine Hecke auf dem Felde setzen, lief an mir und an ihm vorbei, trat auf die Brüstung und war verschwunden.

Ich werde niemals den Eindruck vergessen, den mir dieses offene Fenster hinterließ, nachdem ich den Körper der Hinuntergestürzten hatte hindurchfliegen sehen. Es erschien mir einen Augenblick groß wie der Himmel und leer wie der ganze Horizont. Unwillkürlich wich ich zurück, ich wagte nicht hinzublicken, als könnte ich selbst hinabstürzen.

Hans stand verzweifelt da und rührte sich nicht.

Man brachte das arme Mädchen herauf. Sie hatte beide Beine gebrochen, sie hat nie wieder gehen können. Ihr Geliebter hat sie, toll vor

Gewissensbissen und vielleicht auch in dankbarer Rührung, geheiratet.

So, lieber Freund, das ist die Geschichte. —

Es wurde Abend, der jungen Frau schien es zu kalt zu sein, sie wollte fort, und der Diener schob den kleinen Krankenwagen dem Dorf zu. Der Maler schritt an der Seite seiner Frau hin, ohne daß sie seit einer Stunde ein Wort gewechselt.

Die Baronin

— Du kannst dort interessante kleine Nipp-sachen sehen, komm doch mit, — sagte mein Freund Boisrené zu mir.

Ich begleitete ihn also bis zum ersten Stock eines schönen Hauses in einer großen Pariser Straße. Ein sehr gut aussehender Herr mit tadel-losen Manieren empfing uns, wir gingen von Raum zu Raum, und er zeigte uns alle möglichen Kost-barkeiten, deren Preis er nebenbei nannte. Die hohen Summen, zehn-, zwanzig-, dreißig-, fünfzig-tausend Franken flossen ihm mit solcher Leichtig-keit über die Lippen, daß man nicht daran zweifeln konnte, daß im Geldschrank dieses weltmännischen Kaufmannes Millionen lagen.

Ich kannte ihn dem Namen nach seit langer Zeit. Er war sehr geschickt, sehr schmiegsam, sehr intelligent und diente bei allen möglichen Transaktionen als Agent. Er stand in Ver-bindung mit den reichsten Kunstliebhabern von

Paris, sogar von Europa und Amerika, kannte ihren Geschmack, wußte, was sie augenblicklich bevorzugten, und benachrichtigte sie durch ein paar Zeilen oder ein Telegramm, wenn sie entfernt wohnten, sobald er einen Kunstgegenstand hatte, der etwas für sie war.

Leute der besten Gesellschaft wendeten sich an ihn, wenn sie einmal in augenblicklicher Verlegenheit waren, sei es um Geld bei Spielverlusten zu bekommen, sei es um eine Schuld zu bezahlen, sei es um ein Gemälde, einen Familienschmuck, einen Gobelin zu verkaufen, sogar ein Pferd oder irgend eine Besitzung, wenn bei ihnen einmal Geldmangel eingetreten war.

Man behauptete, daß er niemals ein Geschäft zurückwiese, wenn er dabei zu verdienen hoffte.

Boisrené schien mit diesem seltsamen Kaufmann intim zu sein, sie mußten zusammen manches Geschäft gemacht haben. Ich sah mir den Mann mit Interesse an.

Er war hager, groß, kahlköpfig, sehr elegant. Seine einschmeichelnde, weiche Stimme hatte einen ganz eigenen verführerischen Reiz, der den Dingen einen besonderen Wert verlieh. Wenn er irgend einen kleinen Kunstgegenstand in die Hand nahm,

ihn hin und her wendete, ihn so zärtlich, weich, sympathisch anblickte, so schien derselbe verschönt und durch seine Berührung und seinen Blick verändert. Und man wertete ihn sofort höher, seitdem er aus dem Glasschrank in seine Hand übergegangen.

— Und wo ist denn Ihr Christus? — sagte Boisrené, — der schöne Renaissance-Christus, den Sie mir voriges Jahr zeigten.

Der Mann lächelte und antwortete: — Er ist verkauft und zwar auf seltsame Art. Soll ich Ihnen erzählen wie?

— Natürlich, sehr gern.

— Sie kennen doch die Baronin Samoris?

— Ja und nein. Ich habe sie einmal gesehen, aber ich weiß über sie Bescheid.

— Wissen Sie das wirklich ganz?

— Jawohl.

— Wollen Sie mir einmal sagen, was Sie wissen, damit ich sehe, ob Sie sich auch nicht irren.

— Sehr gern. Baronin Samoris ist eine Dame von Welt, die eine Tochter hat, ohne daß man je ihren Gatten gesehen. Jedenfalls muß sie, wenn sie keinen Mann gehabt hat, sehr diskrete Liebhaber haben, denn man verkehrt mit ihr in

gewissen Gesellschaftskreisen, die blind oder nachsichtig sind.

Sie geht zur Kirche, empfängt gläubig die Sakramente, so daß man es erfährt, und kompromittiert sich nie. Sie hofft, daß ihre Tochter eine gute Partie machen wird. Das ist es doch?

— Ja, aber ich kann Ihre Angaben vervollständigen. Sie läßt sich aushalten. Nur müssen ihre Liebhaber ihr fern und fremd bleiben, als ob sie nie mit ihnen intim verkehrte. Das ist besonders schlau, denn auf diese Weise kriegt man alles von einem Mann, was man will. Der, den sie sich ausgesucht, ohne daß er es merkt, macht ihr lange den Hof, begehrt sie ängstlich, bestürmt sie verschämt, erhält sie erstaunt und besitzt sie mit Hochachtung. Er merkt garnicht, daß er sie bezahlt, so geschickt weiß sie es anzufangen. Und sie hält ihre Verbindungen in so zurückhaltender, würdiger Weise, so anständig aufrecht, daß, wenn er sie verläßt, er den ohrfeigen würde, der an ihrer Tugend zweifelt, und das mit voller Überzeugung.

Ich habe dieser Frau mehrmals Dienste geleistet, und mir gegenüber hat sie kein Geheimnis. So kam sie in den ersten Januartagen zu mir, um dreißigtausend Franken zu borgen. Wohl

verstanden, ich habe sie ihr nicht geborgt, aber da ich sie mir verbinden wollte, habe ich sie gebeten, mir genau ihre Lage auseinanderzusetzen, um zu sehen, ob sich für sie etwas thun ließe.

Sie sagte mir alles in so vorsichtig gewählten Worten, daß sie mir auf zartere Weise nicht die Einsegnung ihres Töchterchens hätte mitteilen können. Endlich merkte ich, daß es ihr schlecht ging, daß sie keinen Groschen hatte.

Die industrielle Krisis, die politischen Unruhen, aus denen die gegenwärtige Regierung geradezu einen Sport zu machen scheint, Kriegslärm, allgemeine Unsicherheit ließen das Geld spärlicher fließen, sogar aus den Händen Verliebter. Und dann konnte sie, die anständige Frau, sich doch nicht gleich dem ersten besten überlassen.

Sie mußte einen Herrn aus der Gesellschaft haben, aus der besten Gesellschaft, der ihre Stellung sicherte, indem er ihr das nötige Geld dazu gab. Ein Lebemann, wenn er sogar sehr reich gewesen wäre, hätte sie auf ewig kompromittiert und eine Heirat ihrer Tochter sehr zweifelhaft gemacht. Sie konnte auch nicht an ein kurzes Verhältnis, eine vorübergehende Liebelei, die sie entehrt hätte,

denken, wenn sie dadurch auch einige Zeit über Wasser gehalten worden wäre.

Kurz, sie mußte ihr Haus weiterführen, wie es einmal geführt war. Und um die Hoffnung nicht zu verlieren, unter der Zahl ihrer Besucher einen verschwiegenen, vornehmen Freund, den sie erwartete und wählen wollte, zu suchen, mußte sie weiter empfangen.

Ich bemerkte ihr, daß wenn ich ihr dreißigtausend Franken gäbe, ich wenig Aussicht hätte, das Geld wieder zu erhalten. Denn wenn sie sie verbraucht hätte, müßte sie auf einmal sechzigtausend mindestens bekommen, um mir die Hälfte abgeben zu können.

Sie schien verzweifelt zu sein, als sie das hörte, und ich wußte nicht, was ich mir ausdenken sollte, als ich auf eine Idee kam, eine wirklich geniale Idee.

Ich hatte eben diesen Renaissance-Christus den ich Ihnen gezeigt habe, gekauft. Ein wundervolles Stück, das schönste, das mir in diesem Stile je vorgekommen ist.

— Liebe Freundin, — sagte ich zu ihr, — ich werde diese Elfenbeinschnitzerei Ihnen schicken, dann werden Sie geschickt eine Sache erfinden,

etwas Poetisches, Rührendes, was Sie wollen, um Ihren Wunsch, das Stück zu verkaufen, plausibel zu machen. Es muß, verstehen Sie wohl, ein Familienstück sein, das Sie von Ihrem Vater geerbt haben.

Ich werde Ihnen Kunstliebhaber zuschicken und selbst welche zu Ihnen bringen. Das übrige müssen Sie dann thun. Die finanziellen Verhältnisse der Leute werde ich Ihnen am Tag vorher durch ein Wort mitteilen. Dieser Christus ist fünfzigtausend Franken wert, aber ich will Ihnen das Ding für dreißigtausend überlassen, was Sie mehr bekommen, gehört Ihnen.

Sie überlegte ein paar Augenblicke, dann sagte sie:

— Das ist vielleicht eine gute Idee. Ich danke Ihnen sehr.

Am nächsten Tag hatte ich meine Christusfigur zu ihr bringen lassen, und am Abend noch schickte ich ihr den Baron Saint-Hospital.

Drei Monate hindurch schickte ich ihr Kunden, die besten, die ich habe, die, bei denen ich am meisten umsetze. Aber ich hörte nichts mehr von ihr.

Da bekam ich den Besuch eines Fremden, der

sehr schlecht französisch sprach, und ich entschloß mich, selbst zur Samoris mit ihm zu gehen.

Ein Diener in Schwarz empfing uns und führte uns in einen hübschen, dunklen, geschmackvoll möblierten Salon, in dem wir einige Augenblicke warteten. Sie erschien, reizend wie immer, streckte mir die Hand entgegen, bot uns Stühle an, und als ich ihr den Grund meines Besuches gesagt hatte, klingelte sie.

Der Diener erschien.

— Fragen Sie, ob Fräulein Isabella uns in ihre Kapelle treten läßt.

Das junge Mädchen brachte selbst die Antwort. Sie war fünfzehn Jahr alt, sah bescheiden und gut aus, in der ersten Frische ihrer Jugend.

Sie wollte uns selbst in ihre Kapelle führen. Es war eine Art frommes Boudoir, in dem eine silberne Lampe vor dem Christus, meinem Christus, brannte, der sich von schwarzer Samtdecke abhob. Alles das war sehr geschickt und hübsch gemacht.

Das Kind schlug ein Kreuz und sagte: — Sehen Sie mal, meine Herren, ist er nicht schön?

Ich nahm die Schnitzerei, betrachtete sie und erklärte, sie sei prachtvoll. Der Fremde betrachtete

sie gleichfalls, aber die beiden Frauen schienen ihn viel mehr zu interessieren, als der Christus.

Es duftete in der Wohnung nach Essenzen, Blumen, Parfüms. Es war sehr gemütlich, so komfortabel, daß man wohl Lust hatte, dazubleiben.

Als wir in den Salon zurückgegangen waren, fragte ich vorsichtig und zurückhaltend nach dem Preis.

Die Baronin verlangte, mit niedergeschlagenen Augen, fünfzigtausend Franken.

Dann sagte sie: — Wenn Sie ihn noch einmal ansehen wollen, ich gehe vor drei Uhr nicht aus und bin täglich zu Hause.

Auf der Straße fragte mich der Fremde nach allerlei Einzelheiten über die Baronin, die er reizend gefunden. Aber ich hörte nichts mehr von ihm, noch von ihr.

Es verging wieder ein Vierteljahr.

Da kam sie eines Morgens, es sind kaum vierzehn Tage her, zur Frühstücksstunde zu mir, übergab mir eine Brieftasche und sagte:

— Mein Lieber, Sie sind ein Engel. Hier sind fünfzigtausend Franken, ich kaufe Ihren Christus und zahle zwanzigtausend Franken mehr

7*

dafür, als wir ausgemacht haben, unter der Bedingung, daß Sie mir immer . . immer . . Kunden schicken. Denn er ist noch immer zu verkaufen, ... mein Christus . . . .
. . . .

Ein Handel

Cäsar Isidor Brument und Prosper Napoleon Cornu erschienen vor dem Schwurgericht des Departement Seine-Inférieure unter der Anklage eines Mordversuches durch Ertränken, begangen an Frau Brument, Ehefrau des ersten Angeklagten.

Die beiden Angeklagten sitzen Seite an Seite auf der Anklagebank. Sie sind beide Bauern.

Der erste ist klein, dick, mit kurzen Armen, kurzen Beinen, einem runden, rötlichen, Gesundheitstrotzenden Kopf, der unmittelbar auf dem gleichfalls runden, gleichfalls kurzen Leibe sitzt, ein Hals ist nicht zu sehen. Er ist Schweinezüchter und wohnt in Cacheville-la-Goupil, Gemeinde Criquetot.

Prosper Napoleon Cornu ist mager, mittelgroß, mit riesigen Armen, sein Kopf sitzt schief, die Kinnbacken sind verzogen, und er schielt. Eine blaue Bluse, lang wie ein Hemd, fällt ihm bis zu den

Knieen, und sein blondes, spärliches, an den Scheitel geklebtes Haar verleiht ihm etwas verdächtig Schmutziges, fürchterlich Heruntergekommenes. Mit Spitznamen heißt er „der Pfarrer“, weil er den Kirchengesang und sogar das Brummen des Serpents vorzüglich nachzuahmen versteht. Dieses Talent zieht eine Menge Gäste in seine Kneipe, — denn er ist Wirt in Criquetot, — Gäste, die Cäsars Messe der Kirchenmesse vorziehen.

Frau Brument auf der Zeugenbank ist eine magere Bäuerin, die immer zu schlafen scheint. Sie sitzt unbeweglich mit auf den Knieen gekreuzten Händen, starren Blicken und thörichtem Ausdruck da.

Der Präsident fährt fort zu fragen:

— Also, Frau Brument, sie sind in Ihr Haus gekommen und haben Sie in ein Wasserfaß geworfen. Nun erzählen Sie mal die Einzelheiten. Erheben Sie sich.

Sie steht auf. Mit der weißen Mütze auf dem Kopf ist sie groß wie ein Schiffsmast. Und sie erzählt nun mit schleppender Stimme:

— Ich schnitt Bohnen, da kamen se 'rein. Ich spreche zu mir: nu, was haben se denn, se haben so was Niederträchtiges heite. Sie gucken

mich so von der Seite an, vor allem Cornu, denn der schielt doch. Ich mag die beeden nich zusammen sehen, denn das giebt nischt Gescheites, wenn die zusammen sin. Un ich spreche so zu sie: „Was wollt ihr denn von mir?“ Sie antworten nich. Ich habe mir gleich gedacht, die Geschichte is nich reene.

Brument unterbricht lebhaft die Zeugenaussage und erklärt:

— Ich war besuffen.

Da wendet sich Cornu zu dem Mitangeklagten und sagt mit tiefer Stimme, wie Orgelton:

— Sag nur gleich, mer waren besuffen, beede, das wird ehr stimmen.

Der Präsident ernst:

— Sie wollen sagen, Sie waren angetrunken?

Brument: — Das glob' ich.

Cornu: — Nu, das kommt doch in 'n besten Familien vor.

Der Präsident zur Zeugin:

— Fahren Sie in Ihrer Aussage fort, Frau Brument.

— Also Brument sprach zu mir: — Willst de hundert Sous verdienen? — Ja, — spreche ich,

denn hundert Sous findet man doch nich so uf der Straße. Da spricht er zu mir: — Sperr mal die Ogen uff un mach's so wie ich. — Un da holt er das große Faß, das unter der Dachrinne steht, kippt's um, rollt's in die Küche, stellt's gerade in die Mitte un spricht zu mir: — Nu hol mal Wasser, bis es voll is.

Ich stehe also uf, lofe zum Brunnen mit zwee Eimern un hole Wasser, un egal hole ich Wasser, 'ne ganze Stunde lang, denn das Faß, das is doch, wenn se erloben, Herr Gerichtshof, groß wie e Oxhoft.

Während dessen machen Brument und Cornu noch 'nen Weg, saufen noch eens un immer noch eens. Un da spreche ich zu ihnen: — Nu, ihr seid aber voll, ihr habt ja mehr gesoffen wie 's ganze Faß. — Und da spricht Brument: — Reg dich nur nich uf, mach deine Geschichte, de wirst schon drankommen, hab nur keene Angst. — Ich habe mich um seine Redereien weiter nich gekümmert, denn er war ja besoffen.

Als das Faß bis zum Überlaufen voll war, sag ich: — So, nu is 's so weit.

Da giebt mir Cornu hundert Sous, Brument nich, nee Cornu, Cornu hat se mir gegeben.

Und Brument spricht: — Willste noch hundert Sous verdienen?

— Natierlich, — sag ich, denn so was kommt doch nicht gleich wieder. Da spricht er zu mir: — Nu, da zieh Dich mal aus.

— Ich soll mich ausziehen?

— Na ja, — spricht er zu mir.

— Wie viel soll ich denn ausziehen?

Er spricht: — Wenn de dich schenierst, da behalte dei Hemde an, das is uns egal.

Hundert Sous is immer ee Stick Geld. Ich ziehe mich also aus, obgleich mir's nich gerade paßt, mich vor den beeden Lumpen auszuziehen. Ich nehme die Haube ab, dann das Tuch, dann den Rock, dann die Holzschuhe. Brument spricht: — Strümpfe kannste anbehalten, mir sein anständig. Und Cornu spricht ooch:

— Ja, mir sein anständig.

Wie ich nu so etwa wie Mutter Eva war, kommen se 'ran, se konnten doch beinah nicht mehr stehen, so hatten se gesoffen, wenn Sie erloben, Herr Gerichtshof.

Ich frage mich also, was wollen denn die Brieder?

Un Brument spricht: — Biste so weit?

Cornu spricht — Nu los!

Un da packen se mich, Brument beim Kopp, Cornu bei den Beenen, wie man so'n Stück Wäsche anfaßt. Da fing ich natierlich an zu heulen.

Un Brument spricht: Halt de Klappe, altes Aas.

Nu heben se mich uff de Arme, stecken mich in das Faß voll Wasser, daß mirs Blut gleich erstarrt un mir's eisig bis in de Knochen wird.

Un Brument spricht: — Mehr nich?

Cornu sagt: — Mehr nich.

Brument spricht: — Der Kopp is nich drinne.

Cornu spricht: — Willste den Kopp gleich 'reinstecken.

Un Brument drückt mir 'n Kopp unter's Wasser, das mir's gleich in de Nase läuft und daß ich schon das Paradies sah, und dann drückt er mich 'runter und ich verschwinde.

Un dann wird er wohl Angst gekriegt haben, er zieht mich 'raus und spricht: — Nu trockne Dich schnell ab, altes Gerippe.

Ich renne ooch davon un rette mich zum Herrn Pfarrer, un der pumpt mir den Rock von seiner Köchin, denn ich war doch splitternackt. Un er holt Chicot, den Feldhüter, und der läuft

nach Criquetot, um den Schandarm zu holen, un die machen dann gleich mit mir nach Haus.

Un da finden wir Brument und Cornu, die hauen sich, die verdreschen sich wie zwee wilde Eber.

Brument brüllt: — Das is nich wahr, ich sage Dir, da is mindestens 'n Kubikmeter drin. Unser Mittel togt nischt.

Cornu brüllt: — Vier Eimer, daß is doch kee halber Kubikmeter! Du hast garnischt zu sagen, das stimmt so.

Der Schandarm nimmt se fest, ich konnte weiter nischt mehr machen. . . . .

Sie setzte sich, das Publikum lachte, die Geschworenen blickten sich erschrocken an. Der Präsident sagte: — Cornu, Sie scheinen diese Niederträchtigkeit angestiftet zu haben. Antworten Sie mal.

Und nun stand Cornu auf:

— Herr Präsident, wir waren besoffen.

— Das weiß ich. Fahren Sie fort.

— Also Brument kommt nämlich so um neune, ließ sich zwee Schnäpse geben und spricht zu mir: — Eener is für dich, Cornu. — Und ich setze mich ihm gegenüber un saufe. Un aus Artigkeit

gebe ich och eenen zum Besten. Nu, er wieder und ich ooch, da setzt es eenen Schnaps nach dem andern, un so gegen Mittag hatten wir genug.

Da fängt Brument an zu heulen. Ich werde weech un frage: — Was haste denne? — Er spricht: — Ich muß tausend Franken bis Donnerstag haben. — Da krieg ich kalte Füße, das verstehen Se doch, un er schlägt mir vor: — Ich verkofe dir meine Frau.

Ich war besoffen un bin Witwer, verstehen Se, und da geht mir das doch an de Nieren. Ich kannte seine Frau doch nich, aber e Weibsbild is doch e Weibsbild. Un ich frage: — Für wieviel willste se mir denn geben?

Er denkt nach, oder vielmehr er thut so, wenn man besoffen is, kann man nich nachdenken, un da spricht er zu mir: — Ich werde dir se nach dem Kubikmeter verkofen.

Das wundert mich weiter nich, denn ich war doch ebenso besoffen wie er, un der Kubikmeter, das fällt doch so in mei Fach, das giebt nämlich tausend Liter, un das war mir schon recht.

Jetzt mußten wir nur über den Preis einig werden. Das kommt doch ganz uff de Ware an.

Un ich spreche zu ihm: — Was soll denn der Kubikmeter kosten?

Er spricht: Zweitausend Franken.

Ich mache eenen Satz wie e Karnickel, un dann überlege ich mir, daß so e Weibsbild doch nich mehr wie dreihundert Liter sein kann. Aber ich sage trotzdem: das is zu teuer.

Er antwortet: — Billiger kann ich se dir nich geben, sonst verliere ich noch was dran.

Verstehen Se, man verkoft nich umsonst Schweine, man versteht doch sei Fach. Aber wenn der mit allen Hunden gehetzt is, der olle Speckhändler, so bin ich ooch nich uff den Kopp gefallen. Haha! Ich spreche also zu ihm: — Wenn se ganz neu wäre, wär nischt zu sagen: Aber du hast se doch schon ramponiert. Is das nich richtig? Also da stimmt die Sache nich mehr. Ich gebe dir fufzehnhundert Franken für den Kubikmeter, keenen Groschen mehr. Paßt dir das? — Er antwortet: — Abgemacht, topp!

Ich schlage ein, und mir gehen Arm in Arm fort. Man muß sich gegenseitig unterstützen im Leben

Aber da krieg ich 'ne Angst: — Wie sollen mir se denn messen, da mir se doch nich flüssig machen können?

Nu setzt er mir seinen Plan auseinander. Es ging nich so leicht, denn er war besoffen. Un er spricht zu mir: — Mir nehmen e Faß, un das füllen mir mit Wasser gestrichen voll, ich thue se nein un alles was rausläuft, das wird abgemessen. So kriegen mir's raus.

Ich spreche zu ihm: — Einverstanden, stimmt! Aber wie willst Du denn messen, was rausläuft?

Da sagt er: — Bist Du e dummes Luder, un setzt mir auseinander, daß wir das Faß ja bloß, wenn die Frau raus is, wieder zu füllen brauchen, un so viel Liter, wie wir neinschütten, sind's. Ich denke, zehn Eimer, das giebt so eenen Kubikmeter. Der is garnich so dumm, wenn er besoffen is, der alte Ochse.

Kurz, mir gehen also hin, un ich sehe mir die Alte an.

Schön is se nu gerade nich, das merkt jeder, der se mal gesehen hat, un ich sage mir, ich bin der Lackierte. Aber die Geschichte gilt nu mal, un schön oder häßlich, zu brauchen is se doch, Herr Präsident, nich wahr? Un nu sehe ich, daß se klapperdürre is wie so e alter Schinder, un ich sage mir, das giebt nich vierzig Liter. Darauf

verstehe ich mich doch, ich hab's doch mit Flüssigkeiten zu thun.

Sie hat Ihnen ja erzählt, wie die Geschichte gemacht wurde, un se hat doch sogar die Strümpfe un das Hemd zu meinem Schaden anbehalten dürfen.

Wie die Geschichte vorbei war, läuft se weg, un ich spreche: — Paß uff, Brument, se reißt aus.

Er antwortet: — Hab nur keene Angst, mir werden se schon wiederkriegen, zum Essen muß se doch nach Hause kommen. Nu wollen mir mal messen, wieviel 'rausgelofen is.

Mir messen nach, vier Eimer, ha, ha, ha! —. Der Angeklagte beginnt so fürchterlich zu lachen, daß der Gendarm ihm einen Stoß geben muß. Nachdem er sich etwas beruhigt hat, fährt er fort:

— Kurz, Brument meent, da giebts nu nischt, das is nich genug. Ich brülle ihn an, er brüllt mich an, ich brülle noch mehr, er haut zu, ich haue ihm eene runter, un das dauert so lange wie's jüngste Gericht, denn mir waren besoffen.

Nun kommen die Schandarme, se packen uns, mir werden eingelocht. Ich verlange Entschädigung.

Er setzte sich. Brument erklärte, die Aussage seines Mitangeklagten sei in allen Punkten wahr.

Die Geschworenen wußten nicht, was sie denken sollten und zogen sich zur Beratung zurück.

Sie traten nach einer Stunde wieder ein, und die Angeklagten wurden freigesprochen, mit ein paar ernsten Worten über die Heiligkeit der Ehe und über die zulässigen Grenzen von Kauf und Verkauf.

Brument kehrte mit seiner Frau in sein eheliches Heim zurück, Cornu zu seinem Geschäft.

Der Mörder

Der Angeklagte wurde durch einen jungen Advokaten, der zum ersten Mal plaidierte, folgendermaßen verteidigt:

— Meine Herren Geschworenen! Die That ist nicht zu leugnen; mein Klient, ein ehrlicher Mann, ein tadelloser Beamter, schüchtern und von ruhiger Gemütsart hat in einem Wutanfall, der unverständlich scheint, seinen Vorgesetzten ermordet. Gestatten Sie mir, Ihnen, wenn ich so sagen darf, die Psychologie dieses Verbrechens auseinanderzusetzen. Ich werde nichts entschuldigen und nichts mildern. Ich bitte Sie, dann zu urteilen.

Johann Nikolaus Lougère ist der Sohn anständiger Leute, die ihn zu einem einfachen und respektvollen Menschen erzogen haben.

Darin liegt sein Verbrechen: im Respekt. Das ist ein Gefühl, meine Herren, das wir heute kaum kennen; das Wort scheint allein noch zu existieren, seine ganze Bedeutung hat es verloren. Man

muß gewisse bescheidene, in alten Anschauungen lebende Familien aufsuchen, um diese strenge Tradition zu finden, diese Verehrung von Dingen und Menschen, von Gefühl und Glauben, einem Glauben, den kein Lächeln, kein Zweifel, nicht einmal der leiseste Verdacht berührt.

Man kann nur ein anständiger, wirklich anständiger Mensch sein, im vollsten Sinne des Wortes, wenn man Respekt besitzt. Der Mensch, der Respekt hat, schließt die Augen. Er glaubt. Wir, die mit offenen Augen in die Welt blicken, die wir hier in dem Justizpalast leben, der die Kloake der menschlichen Gesellschaft bedeutet, wo alle Verbrechen enden, wir, die wir uns vertraut machen müssen mit allen Niedrigkeiten, die wir hingebende Verteidiger aller menschlichen Gemeinheiten sein müssen, die Erhalter, um nicht zu sagen Zuhälter aller Verbrecher, aller Verbrecherinnen, vom Prinzen bis zum Obdachlosen, wir, die wir mit Geduld, die wir gern, die wir mit lächelndem Wohlwollen alle Schuldigen aufnehmen, um sie vor Ihnen hier zu verteidigen, wir, die wir, wenn wir wirklich unseren Beruf lieb haben, unsere Hingebung als Rechtsbeistand an eine Angelegenheit nach der Größe der That

messen, wir können keinen Respekt mehr in der Seele haben. Wir kennen diesen Strom von Korruption, der von den Gewalthabern bis zum letzten armen Taugenichts fließt, zu genau, wir wissen zu genau, wie alles gemacht wird, wie alles schwach ist, alles käuflich: Stellen, Ämter, Ehren werden brutal und frech eingetauscht gegen etwas Geld oder listig gegen Titel und Teilnehmerschaft an industriellen Unternehmungen, oder andere noch einfacher gegen den Kuß einer Frau. Unsere Pflicht und unser Beruf zwingt uns, nichts zu übersehen, alle Welt in Verdacht zu haben, denn alle Welt ist verdächtig. Und wir sind ganz erstaunt, wenn wir uns einem Mann gegenüber befinden, der, wie der Mörder hier vor Ihnen, genug von der Religion des Respektes besitzt, um ihr Märtyrer zu werden.

Für uns, meine Herren, ist die Ehre etwas wie die Reinlichkeit, wir haben sie aus Ekel vor der Niedrigkeit, aus einem Gefühl persönlicher Würde und aus Ehrgeiz. Aber im tiefsten Innern unseres Herzens haben wir nicht den grenzenlosen, starren, blinden, angeborenen Glauben wie dieser Mann.

Lassen Sie mich Ihnen sein Leben erzählen.

Er wurde erzogen, wie man die Kinder früher erzog, indem man ihnen alles, was die Menschen thun, von zwei Gesichtspunkten aus zeigte. Das eine ist das Gute, und das andere ist das Schlechte. Man zeigte ihm mit unwiderstehlicher Autorität das Gute, daß er es vom Bösen unterscheiden mußte wie Tag und Nacht. Sein Vater gehörte nicht zu den erlesenen Geistern, die alles vom höchsten Standpunkt betrachten, die Quellen des Glaubens erkennen und die sozialen Ursachen verstehen, aus denen die Unterschiede geboren sind.

Er ward also groß, war gläubig und vertrauend, begeistert und beschränkt.

Mit zweiundzwanzig Jahren nahm er eine Frau. Man ließ ihn eine Cousine heiraten, die, wie er, einfach erzogen war, rein wie er. Er hatte jenes unschätzbare Glück, als Gattin eine ehrliche Frau zu finden, also das, was auf der Welt am seltensten ist und am höchsten geschätzt werden muß. Er hatte für seine Mutter die Verehrung, die in den patriarchalisch denkenden Familien die Mutter genießt, jenen heiligen Kultus, der sonst nur dem Göttlichen vorbehalten ist. Er übertrug nun auf seine Frau etwas von

diesem Kultus, der durch die eheliche Gemeinschaft kaum abgeschwächt ward. Er lebte in einer vollständigen Unkenntnis von der Existenz des Betruges, in starrem Rechtsgefühl, in einem ruhigen Glück, das aus ihm ein ganz besonders geartetes Wesen machte. Da er niemand betrog, ahnte er nicht, daß man ihn betrügen könnte.

Einige Zeit vor seiner Hochzeit war er als Kassierer bei Herrn Langlais, den er vor kurzem ermordet hat, eingetreten.

Wir wissen, meine Herren Geschworenen, durch die Aussagen der Frau Langlais, ihres Bruders, des Herrn Perthuis, des Teilhabers ihres Mannes, durch die Aussagen der ganzen Familie und aller höheren Angestellten dieser Bank, daß Lougère ein Musterbeamter war an Ehrlichkeit, Gehorsam, Schmiegsamkeit, Achtung vor seinem Chef und an Pünktlichkeit.

Übrigens wurde er mit aller Achtung, die man seiner musterhaften Führung schuldete, behandelt. Er war an diese Hochachtung gewöhnt und daran, daß man seiner Frau, deren Lob in aller Munde war, eine Art Verehrung entgegenbrachte.

Sie starb am Typhus binnen wenigen Tagen.

Er fühlte gewiß einen tiefen Schmerz, aber den kalten und ruhigen Schmerz der Ziffernmenschen. Nur an seiner bleichen Gesichtsfarbe und an seinen eingegrabenen Zügen sah man, wie tief ihn der Verlust getroffen.

Nun, meine Herren, geschah etwas ganz Natürliches.

Der Mann war seit zehn Jahren verheiratet, seit zehn Jahren war er es gewohnt, immer eine Frau an seiner Seite zu wissen, er war gewohnt an ihre Pflege, an ihre liebe Stimme, wenn er heimkehrte, an das ‚Gute Nacht‘ abends und ‚Guten Morgen‘ früh, an das leise Rauschen ihres Kleides, an die Zärtlichkeit, sei es die der Liebe, sei es die der Mutter, die das Dasein leicht macht, an die geliebte Gegenwart, die die Stunde verkürzt. Und er war auch daran gewöhnt, materiell vielleicht, durch Essen verwöhnt zu werden, war gewöhnt an alle Aufmerksamkeiten, die man nicht fühlt, und die uns doch allmählich unentbehrlich werden. Er konnte nicht mehr allein leben. Da gewöhnte er sich, um die unendlich langen Abende hinzubringen, ein oder zwei Stunden in ein benachbartes Bräu zu gehen. Er trank ein Glas Bier und blieb unbeweglich sitzen, indem er mit zer-

streutem Blick den Billardkugeln folgte, die beim Rauch der Pfeifen hin und herglitten, indem er, ohne weiter darüber nachzudenken, dem Streiten der Spieler zuhörte, den Auseinandersetzungen der Nachbarn über Politik. Er hörte das Gelächter, das manchmal durch irgend einen Scherz im Lokal hervorgerufen ward, oft schlief er auch vor Müdigkeit und Langeweile ein. Aber im Innern des Herzens und in seinem Fleisch regte sich das unwiderstehliche Bedürfnis nach einem Frauenherzen und -Leib. Und ohne es sich selbst einzugestehen, rückte er Abend auf Abend der Bierausgabe näher, wo die Kassierin saß, ein kleines, blondes Ding, indem er sich unwiderstehlich zu ihr hingezogen fühlte, weil sie eine Frau war.

Bald schwatzten sie, und er fand eine liebe Gewohnheit darin, die Abende an ihrer Seite zuzubringen. Sie war liebenswürdig und zuvorkommend. Und täglich gewöhnte sich Lougère mehr an dieses Mädchen, das er nicht kannte, von deren ganzem Dasein er nichts wußte und das er nur deshalb liebte, weil er keine andere sah.

Die Kleine war gerissen, sie merkte bald, daß sie von diesem naiven Menschen Vorteil haben konnte und überlegte sich, wie das am besten ge-

schehen könnte. Das Vernünftigste war natürlich, sich heiraten zu lassen.

Und es gelang ihr ohne viel Mühe.

Brauche ich Ihnen, meine Herren Geschworenen, weiter auseinander zu setzen, daß dieses Mädchen einen unregelmäßigen Lebenswandel geführt hatte und daß die Ehe, statt darin eine Änderung hervorzubringen, im Gegenteil dies Leben noch verstärkte.

Sie schien mit ihm spielen zu wollen, als machte es ihr Spaß, diesen anständigen Menschen mit allen Beamten der Bank zu betrügen. Ich sage mit allen, meine Herren, die Beweisbriefe liegen vor. Bald wurde die Sache zum öffentlichen Skandal, den ganz allein, wie immer, der Ehemann nicht ahnte.

Endlich verführte dieses Geschöpf aus leicht einzusehenden Gründen sogar den Sohn des Chefs, einen jungen Menschen von neunzehn Jahren, auf dessen Wesen und Denkungsweise sie bald einen traurigen Einfluß ausübte. Herr Langlais hatte bis dahin aus Güte und Freundschaft für seinen Kassierer die Augen zugedrückt, aber als er seinen Sohn in den Händen oder, ich muß sagen, Armen dieses gefährlichen Geschöpfes sah, überkam ihn berechtigter Zorn.

Er beging das Unrecht, sofort Lougère rufen zu lassen und mit ihm unter dem frischen Eindruck seiner väterlichen Empörung zu sprechen.

Ich brauche Ihnen nur noch, meine Herren, vorzulesen, wie das Verbrechen geschehen ist, mit den Worten des Sterbenden, die der Untersuchungsrichter notierte:

„Ich hatte eben gehört, daß mein Sohn am Tage vorher dieser Frau zehntausend Franken gegeben hatte, und da war meine Wut größer, als meine Vernunft. Ich habe gewiß niemals die Ehrlichkeit Lougères in Zweifel gezogen, aber es giebt eine gewisse Blindheit, die gefährlicher ist, als Verbrechen.

Ich ließ ihn also zu mir rufen und sagte ihm, ich sähe mich genötigt, auf seine Dienste fernerhin zu verzichten.

Ganz erschrocken blieb er vor mir stehen, er begriff nicht, was das heißen sollte. Endlich bat er mit einer gewissen Lebhaftigkeit um eine Erklärung.

Ich weigerte mich, ihm eine solche zu geben, und sagte, ich hätte dazu rein private Gründe. Da glaubte er, ich fände ihn taktlos, und ganz bleich geworden, beschwor er mich, bestürmte mich,

Näheres zu sagen. Einmal von diesem Gedanken gefangen, fühlte er sich im Recht und sprach ziemlich laut.

Da ich immer schwieg, beleidigte er mich und kam in einen solchen Zustand der Verzweiflung, daß ich Thätlichkeiten fürchtete.

Da warf ich ihm plötzlich bei einem verletzenden Wort, das mich schwer traf, die Wahrheit einfach ins Gesicht.

Ein paar Sekunden blieb er stehen, blickte mich verzweifelt an, und dann sah ich, wie er plötzlich von meinem Schreibtisch die große Scheere nahm, deren ich mich bediene, um die Briefe aufzuschneiden, sah, wie er sich mit erhobenem Arm auf mich stürzte und fühlte etwas von oben in meine Brust dringen, ohne den geringsten Schmerz zu empfinden."

Das ist, meine Herren Geschworenen, die einfache Erzählung, wie sich der Mord zugetragen hat. Was soll ich noch zur Verteidigung sagen? Er hat seiner zweiten Frau gegenüber einen blinden Respekt gehabt, weil dieser Respekt seiner ersten Frau gegenüber berechtigt war. —

Nach kurzer Beratung wurde der Angeklagte freigesprochen.

Die Martin

Eines Sonntags nach der Messe war es ihm geschehen. Er kehrte aus der Kirche durch den Hohlweg heim, als er sich plötzlich hinter der Martin befand, die gleichfalls heimkehrte.

Der Vater ging neben seiner Tochter her, gewichtig wie ein reicher Bauer. Er verschmähte die übliche Bluse und trug statt dessen eine Art Rock aus grauem Tuch und auf dem Kopf einen runden, breitrandigen Hut.

Sie, in ein Korsett eingeschnürt, das sie nur einmal wöchentlich anlegte, ging gerade aufrecht dahin, mit enger Taille, breiten Schultern, vorspringenden Hüften und wiegte sich ein wenig beim Gang.

Sie trug einen Hut mit Blumen von einer Modistin in Yvetot, und ihr starker, runder, biegsamer Nacken, auf dem kleine Härchen flatterten, war dunkel gebrannt durch Luft und Sonne.

Benoit sah nur ihren Rücken, aber er kannte

ihr Gesicht, ohne daß er jemals besonders darauf geachtet hätte.

Und plötzlich sagte er sich: Gott verdamm mich, die Martin ist doch ein schönes Mädel! Er sah sie so hingehen, bewunderte sie mit einem Male und fühlte sich zu ihr hingezogen. Er brauchte das Gesicht gar nicht wieder zu sehen, er blickte nur auf ihre Figur und sagte sich immerfort, als spräche er zu sich selbst: Gott verdamm mich, das ist 'n schönes Mädel!

Die Martin bog rechts ab zum Martinshof, dem Bauernhaus ihres Vaters Johann Martin; da drehte sie sich um und warf einen Blick hinter sich. Sie sah Benoit, der ihr ganz komisch vorkam und rief: — Guten Morgen, Herr Benoit!

Der antwortete:

— Guten Morgen, Martinsche, guten Morgen, Bauer — und ging vorbei.

Als er heimkehrte, stand die Suppe auf dem Tisch, er setzte sich seiner Mutter gegenüber neben den Knecht und den Jungen, während die Magd Apfelwein in die Gläser füllte.

Er aß ein paar Löffel, dann schob er seinen Teller von sich. Die Mutter fragte:

— Dir is wohl nich hübsch?

Er antwortete:

— Nee, mir is, als hätte ich Rindfleesch im Bauch. Ich habe keenen Hunger.

Er sah zu, wie die anderen aßen, während er sich ab und zu ein Stück Brot abschnitt, das er dann langsam zwischen die Lippen schob und lange kaute.

Er dachte an die Martin: ee scheenes Mädel is se doch! Und dabei hatte er es bis jetzt noch nie bemerkt. Daß er das so plötzlich sah und gleich so, daß er nicht mehr essen konnte!

Das Ragout rührte er nicht an, und die Mutter sagte:

— Na, Benoit, nu reiß Dich mal ein bißchen zusammen, das Essen wird Dir gut thun. Wenn man keenen Appetit hat, muß man sich zwingen.

Er würgte ein paar Stück hinunter, dann stieß er den Teller wieder von sich: nein, es ging nicht, wirklich nicht.

Nach dem Essen ging er aufs Feld und er schickte den Jungen fort, und versprach im Vorbeigehn nach dem Vieh sehen zu wollen.

Die Ebene lag verlassen da, denn es wurde nicht gearbeitet. Hier und da in einem Kleefeld ruhten schwere Kühe auf dem Bauch und käuten

im hellen Sonnenschein wieder. An der Ecke eines Ackers standen ein paar ausgespannte Pflüge, und die großen braunen Vierecke der frisch umgebrochenen Erde, zur Saat bereitet, hoben sich ab von gelben Feldern, auf denen die kurzen Stoppeln des Getreides und des eben erst gemähten Hafers lagen.

Trockener Herbstwind blies über die Ebene und versprach einen frischen Abend nach Sonnenuntergang. Benoit setzte sich an einen Grabenrand, legte den Hut auf die Kniee, als ob er die Stirn in frischer Luft kühlen müßte, und sagte ganz laut im Schweigen der Weide: — Ein schönes Mädchen, ein schönes Mädchen!

Daran dachte er noch abends im Bett und am nächsten Morgen, als er erwachte.

Er war nicht traurig, er war nicht mißgestimmt, er hätte nicht sagen können, was ihm eigentlich fehlte. Irgend etwas peinigte ihn, etwas hatte sich in seine Seele gehakt, ein Gedanke bohrte in ihm und beschäftigte ihn unausgesetzt. Manchmal hat sich eine große, dicke Fliege im Zimmer gefangen, man hört sie summen und brummen, und dieses Geräusch stört einen und erregt einen. Plötzlich setzt sie sich irgendwo, man vergißt sie.

Aber dann beginnt sie wieder von neuem, daß man abermals aufblicken muß; und man kann sie nicht fangen, nicht fortjagen, nicht totmachen, sie nicht zwingen, irgendwo sitzen zu bleiben. Kaum hat sie sich niedergelassen, so beginnt sie wieder zu summen.

Der Gedanke an die Martin summte Benoit im Kopfe herum, wie eine eingesperrte Fliege. Dann kam ihm die Lust, sie wiederzusehen, und er ging ein paar Mal am Martinshof vorbei. Endlich sah er sie, wie sie Wäsche auf eine Leine hängte, die zwischen zwei Apfelbäumen gespannt war.

Es war heiß. Sie hatte nur einen kurzen Rock an und das Hemd darunter auf der Haut, sodaß, wenn sie die Arme hob, um das Linnen aufzuhängen, sich ihre Hüften abzeichneten.

Länger als eine Stunde blieb er im Graben sitzen, selbst noch, nachdem sie fortgegangen war. Und als er heimgekehrt, ging ihm die Sache mehr als vorher im Kopfe herum.

Vier Wochen hindurch dachte er unausgesetzt an sie und zitterte, wenn man in seiner Gegenwart von ihr sprach. Er aß nicht mehr und schwitzte jede Nacht so, daß er nicht schlafen konnte.

Sonntags bei der Messe ließ er sie nicht aus den Augen. Sie sah ihn und lächelte ihm zu, denn es schmeichelte ihr, daß sie ihm gefiel.

Da traf er sie eines Abends plötzlich auf einem Wege. Als er sie kommen sah, blieb er stehen, dann ging er gerade auf sie zu. Die Angst schnürte ihm die Kehle zusammen, aber er war doch entschlossen mit ihr zu reden. Und er begann stammelnd:

— Heren Se mal Martinsche, das kann nich so weitergehen.

Sie antwortete, als machte sie sich über ihn lustig:

— Was kann denn nich weitergehen, Benoit?

Er fuhr fort: — Daß ich an Sie denke, so viel Stunden es am Tage giebt.

Sie stemmte die Fäuste in die Seite:

— Da kann ich doch nischt dafier.

Er stammelte:

— Ja, Sie. Ich schlafe nich mehr, ich habe keene Ruhe, keenen Hunger, nischt mehr.

Sie sagte leise:

— Was kennte Sie denn heilen davon?

Er war erstaunt, blieb mit herabhängenden

Armen, aufgerissenen großen Augen und offenem Munde stehen.

Sie tappste ihm lachend auf den Leib und rannte davon. — — — — — — — — — — —

Von diesem Tage ab trafen sie sich öfters an den Grenzgräben der Höfe, in den Hohlwegen oder, wenn es dunkel wurde, an einem Feldrain, wenn er mit seinen Pferden heimkehrte und sie die Kühe zum Stall trieb.

Er fühlte sich mit aller Kraft des Herzens und des Leibes zu ihr hingezogen, und er hätte sie umarmen, sie erwürgen, sie fressen, sie in sich hineinzwingen mögen. Er zitterte vor Schwäche, Ungeduld und Wut, daß sie ihm nicht völlig gehörte und sie nicht ein Wesen bildeten.

In der Gegend wurde davon gesprochen, sie kamen mit einander ins Gerede. Übrigens hatte er sie gefragt, ob sie seine Frau sein wollte, und sie hatte ja gesagt.

Sie wartete nur die Gelegenheit ab, um mit den Eltern zu reden.

Da kam sie plötzlich nicht mehr zum Stelldichein. Er sah sie nicht einmal mehr, wenn er um den Hof herumlief. Er konnte sie nur Sonntags bei der Messe entdecken, und gerade eines

Sonntags kündigte der Pfarrer von der Kanzel an, daß Viktoria Adelaide Martin und Josef Isidor Vallin aufgeboten würden.

Benoit fühlte seine Hände zittern, als würde ihm das Blut entzogen, es summte ihm in den Ohren, er hörte nichts mehr, und plötzlich merkte er, daß ihm auf sein Gesangbuch die Thränen niedertropften.

Vier Wochen lang hütete er das Zimmer, dann begann er wieder zu arbeiten.

Aber er war nicht geheilt und dachte immer daran. Er vermied es, die Wege um ihr Haus herum zu betreten, um nicht einmal die Bäume ihres Hofes zu sehen, sodaß er nun früh und abends einen großen Umweg machen mußte.

Sie war jetzt mit Vallin verheiratet, dem reichsten Bauer der Gegend. Benoit und er sprachen nicht mehr miteinander, obgleich sie Altersgenossen waren.

Da erfuhr eines Abends Benoit, als er beim Ortsvorstand vorüberkam, daß sie guter Hoffung sei. Statt nun tiefen Schmerz zu empfinden, war es ihm im Gegenteil wie eine Art Erleichterung: jetzt war's aus, nun war's alle. Das trennte sie mehr, als die Heirat, das war ihm wirklich viel lieber.

Monate auf Monate gingen vorüber. Er sah sie manchmal, wenn sie schweren Ganges durch das Dorf schritt. Sie ward rot, wenn sie ihn gewahrte, blickte zu Boden und suchte eilig weiter zu kommen. Und er machte wieder einen Umweg, um sie nicht zu treffen und ihren Blick nicht zu sehen.

Aber mit Entsetzen dachte er daran, daß sie an irgend einem Morgen ihm doch gegenüberstehen könne und er gezwungen wäre, mit ihr zu sprechen. Was sollte er ihr jetzt sagen nach allem, was er ihr früher gesagt, als er ihre Hand gehalten und ihr Haar an den Wangen geküßt. Er dachte daran, wie sie sich am Grabenrand getroffen. Das war häßlich, was sie da gethan nachdem sie sich ihm doch versprochen.

Aber allmählich wich der Schmerz aus seinem Herzen, und es blieb nur noch Traurigkeit zurück. Und eines Tages schlug er zum ersten Male wieder den alten Weg zum Hof ein, wo sie wohnte. Von weitem sah er das Dach des Hauses: da drin, da drin lebte sie mit dem anderen. Die Apfelbäume blühten, die Hähne krähten auf dem Mist, die ganze Wohnung schien leer zu sein, die Leute waren alle auf dem Felde zur Frühjahrsarbeit. Er blieb am Thor stehen und sah auf den Hof.

Der Hund schlief in seiner Hütte, drei Kälber trotteten langsam hin, eines nach dem anderen, zum Teich, ein Truthahn schlug vor der Thür das Rad und blähte sich vor seinen Hühnern, wie ein Tenor auf der Bühne.

Benoit lehnte sich gegen den Pfeiler und fühlte plötzlich, wie ihn die Lust ankam, zu weinen. Aber mit einem Male hörte er einen Schrei, einen lauten Ruf aus dem Hause. Er blieb erschrocken stehen, hielt sich krampfhaft an dem Holz der Umzäunung fest und lauschte weiter. Ein anderer, längerer, herzzerreißender Schrei folgte, gellte ihm in den Ohren, in der Seele und im Fleisch. Sie rief, — sie. Er stürzte hinzu, lief über die Wiese, stieß die Thür auf und sah sie mit verzerrtem, blassem Gesicht und irrenden Augen in Geburtswehen auf dem Boden liegen.

Da blieb er stehen, bleicher noch und zitternder, als sie, und stammelte:

— Da bin ich, da bin ich.

Sie antwortete gebrochen:

— Oh, gehen Sie nicht fort, gehen Sie nicht fort, Benoit.

Er blickte sie an, wußte nicht mehr was thun und sagen. Und sie begann zu rufen:

— Oh, oh, das zerreißt mich. Oh, Benoit! Und sie wand sich schrecklich.

Plötzlich packte Benoit ein wütendes Bedürfnis, ihr zu helfen, sie zu beruhigen, ihren Schmerz zu stillen. Er beugte sich nieder, nahm sie in die Arme, hob sie auf und trug sie aufs Bett. Und während sie immer noch stöhnte, zog er sie aus, ihr Tuch, ihr Kleid, ihren Rock. Sie biß sich in die Fäuste um nicht zu schreien. Da that er, was er gewohnt war, bei Tieren zu thun, bei den Kühen, bei den Schafen, bei den Stuten: er stand ihr bei und hielt ein kräftiges, brüllendes Kind in den Armen.

Er wischte es ab, wickelte es in einen Lappen, der am Feuer trocknete, legte es auf einen Haufen Wäsche, die geplättet werden sollte und auf dem Tisch lag. Dann kehrte er zur Mutter zurück.

Er ließ sie wieder zur Erde gleiten, wechselte das Bettzeug, legte sie darauf zurück, und sie stammelte:

— Danke, Benoit, Du bist ein braves Herz. — Und sie weinte ein wenig, als ob sie das Bedauern packe.

Er liebte sie nicht mehr, aber gar nicht mehr, es war alles aus. Warum? Weshalb? Er

hätte es nicht zu sagen vermocht. Was da geschehen war, hatte ihn sicherer geheilt, als zehn Jahre der Trennung.

Sie fragte erschöpft und zitternd:

— Was ist es denn?

Er antwortete in ruhigem Ton:

— Es ist ee gesundes Mädel.

Sie schwiegen wieder. Nach ein paar Sekunden sagte die Mutter mit schwacher Stimme:

— Zeig mir's mal, Benoit.

Er holte das kleine Kind und gab es ihr, als ob er ihr ein Stück geweihtes Brot gereicht hätte. Da ging die Thür auf, und Isidor Ballin erschien.

Er begriff zuerst nicht, was geschehen, dann erriet er es.

Benoit stotterte wie gelähmt:

— Ich ging gerade vorbei . . . gerade vorbei . . . da hörte ich sie brüllen. Da bin ich gekommen . . . da ist's, Dein Kind, Ballin.

Da that der Mann, Thränen in den Augen, einen Schritt vorwärts, nahm das zarte Kindchen, das ihm der andere entgegen hielt, küßte es, blieb ein paar Sekunden sprachlos, legte dann das Kind auf das Bett und streckte Benoit beide Hände entgegen:

— Gott verdamm mich, Benoit, Gott verdamm mich, nu is alles zwischen uns in Ordnung. Wenn Du willst, wollen mir Freunde sein, aber riesig gute Freunde.

Und Benoit antwortete:

— Mir soll's recht sein. Weeß Gott, mir ist's recht.

Eine Gesellschaft

Vicewachtmeister Varajou hatte acht Tage Urlaub erhalten, zu seiner Schwester Frau Padoie.

Varajou stand in Rennes in Garnison, lebte dort ziemlich lustig, saß aber jetzt auf dem Trocknen, und da er schlecht mit seiner Familie stand, schrieb er seiner Schwester, daß er ihr eine freie Woche widmen könne. Er liebte Frau Padoie, eine kleine fromme, moralisierende, immer wütende Frau, nicht gerade sehr, aber er brauchte Geld, brauchte es sehr notwendig und erinnerte sich, daß von allen seinen Verwandten die Padoie die einzigen waren, die er noch nie angepumpt hatte.

Vater Varajou, früher Gärtner in Augeres, der jetzt kein Geschäft mehr besaß, hatte dem Leichtfuß von Sohn seine Börse verschlossen und sah ihn seit zwei Jahren nicht mehr. Die Tochter hatte Padoie, einen einstigen Finanzbeamten, geheiratet, der zum Steuereinnehmer in Vannes ernannt worden war.

Barajou ließ sich also, nachdem er aus dem Zug gestiegen war, zum Haus seines Schwagers führen. Er fand ihn in seinem Bureau bei einer Unterredung mit Bretagner Bauern aus der Nachbarschaft. Padoie stand von seinem Stuhle auf, streckte über den papierbeladenen Tisch ihm die Hand entgegen und brummte: — Setz dich immer, ich stehe gleich zur Verfügung. — Dann nahm er wieder Platz, und die Unterhaltung mit den Leuten ging fort.

Die Bauern verstanden seine Auseinandersetzungen nicht, und der Steuereinnehmer nicht die ihrigen. Er sprach französisch, die anderen bretonischen Dialekt, und der Unterbeamte, der den Dolmetscher machen sollte, schien beide nicht zu verstehen.

Die Geschichte dauerte lange, sehr lange. Barajou blickte seinen Schwager an und dachte: Ist das ein Jammerkerl! Padoie mochte gegen fünfzig Jahre sein. Er war groß, hager, knochig, behaart; die Augenbrauen bildeten Haarwulste über seinen Augen. Er trug eine Samtmütze mit goldnem Streifen und blickte sich mit Gemütlichkeit um, wie er alles gemütlich that. Er sprach langsam, seine Bewegungen waren langsam und seine

Gedanken waren langsam. Barajou sagte sich noch einmal: So ein Jammerkerl!

Er selbst war ein schneidiger Bursche, für den die höchsten Genüsse des Lebens das Café bedeuteten und eine Dirne. Außer diesen beiden Polen der ganzen Existenz kannte er nichts. Ein lärmender Renommist, voll Verachtung für die ganze Welt, sah er auf die gesamte Schöpfung von der Höhe seiner Unwissenheit herab. Wenn er einmal gesagt hatte: Gott verdamm' mich, so ein Fetz! so hatte er damit die größte Bewunderung, deren sein Geist fähig war, ausgedrückt.

Als Padoie die Bauern verabschiedet hatte, fragte er:

— Geht's gut?

— Wie Du siehst, nicht schlecht. Und Dir?

— Ganz gut, danke. Es ist sehr nett, daß Du Dich unser erinnert hast und mal gekommen bist.

— Ach, das war schon lange meine Absicht, aber weißt Du, bei den Soldaten kriegt man nicht immer Urlaub.

— O, das weiß ich, das weiß ich. Jedenfalls ist's sehr nett.

— Und geht's Josefine gut?

— Ja, ja, danke. Du wirst sie nachher sehen.

— Wo ist sie denn?

— Sie macht Besuche. Wir haben hier viel Bekannte, und es ist eine sehr nette Stadt.

— Das habe ich mir gedacht.

Aber die Thür ging auf, und Frau Padoie erschien. Sie schritt auf ihren Bruder zu, ohne sich weiter zu beeilen, hielt ihm die Wange hin und sagte:

— Bist Du schon lange da?

— Nein, kaum eine halbe Stunde.

— Ach, ich dachte, der Zug würde Verspätung haben. Willst Du in den Salon kommen?

Sie traten in das Nebenzimmer und ließen Padoie bei seinen Zahlen und Steuern zurück.

Sobald sie allein waren, sagte sie:

— Ich habe schöne Geschichten von Dir gehört.

— Wieso denn?

— Du scheinst Dich ja recht nett aufzuführen, betrinkst Dich, machst Schulden.

Er schien sehr erstaunt. — Ich? Fällt mir garnicht ein.

— Leugne nur nicht, ich weiß alles.

Er versuchte noch einmal, sich zu verteidigen, aber sie schloß ihm den Mund durch eine solche Schmähflut von Worten, daß er schwieg. Dann sagte sie:

— Wir essen um sechs, bis dahin bist Du frei. Ich kann Dir nicht Gesellschaft leisten, denn ich habe eine Menge zu thun.

Als er allein geblieben war, schwankte er, ob er schlafen sollte oder spazierengehen. Abwechselnd sah er die Thür an, die zu seinem Zimmer führte und die zur Straße. Endlich entschloß er sich für die Straße.

Er ging also aus, irrte herum, langsam, mit schleppendem Säbel durch die traurige, bretonische Stadt, die so ruhig war, so eingeschlafen, so tot an ihrem Binnensee, Le Morbihan geheißen, lag. Er sah die kleinen grauen Häuser, die wenigen Vorübergehenden, die leeren Läden und brummte:

— Vannes scheint ja nicht gerade zum Totschreien zu sein. Es ist eine blödsinnige Idee, daß ich her gekommen bin.

Er ging an den ebenfalls traurigen Hafen, kehrte durch eine zum Verzweifeln traurige, einsame Straße zurück, so daß er vor fünf Uhr da war. Da warf er sich aufs Bett, um bis zu Tisch zu schlafen.

Das Mädchen weckte ihn, indem es an die Thür klopfte:

— Es ist angerichtet.

Er ging hinunter.

In dem feuchten Eßzimmer, dessen Tapete unten am Boden sich abgelöst hatte, wartete auf einem runden Tisch ohne Tischtuch eine Suppenschüssel und drei melancholische Teller daneben.

Herr und Frau Padoie traten mit Barajou zugleich ein.

Man setzte sich. Mann und Frau machten das Zeichen des Kreuzes über dem Magen, dann teilte Padoie die Suppe aus, eine dicke Suppe.

Nach der Suppe kam Rindfleisch, zu sehr gekocht, halb geschmolzenes Fett, das auf dem Teller auseinanderfiel. Der Unteroffizier kaute es langsam, mit Ekel, müde, voll Verzweiflung.

Frau Padoie sagte zu ihrem Mann:

— Gehst Du heute abend zum Präsidenten?

— Ja, meine Liebe.

— Bleib nicht zu lange, Du übermüdest Dich jedesmal, wenn Du ausgehst. Du bist für Geselligkeit nicht geschaffen bei Deiner schlechten Gesundheit.

Nun sprach sie von der Gesellschaft von Vannes, von der ausgezeichneten Gesellschaft, in der die Padoie mit Achtung empfangen wurden, dank ihrer Frömmigkeit.

Dann kam Kartoffelbrei mit kaltem Fleisch zu Ehren des Gastes.

Darauf Käse, dann war es aus. Kaffee gab es nicht.

Als Barajou merkte, daß er den Abend mit seiner Schwester allein zubringen, ihre Vorwürfe, ihre Strafpredigten hören sollte, und nicht einmal ein Gläschen Schnaps kriegen würde, um die Geschichte hinunter zu würgen, fühlte er, daß er diese Qual nicht aushalten könnte, und erklärte, er müsse auf die Polizei gehen, um wegen seines Urlaubs etwas in Ordnung zu bringen.

Um sieben Uhr drückte er sich.

Kaum stand er auf der Straße, so schüttelte er sich wie ein Hund, der aus dem Wasser kommt, und brummte: — Gott verdamm' mich, Gott verdamm' mich, ist das ledern!

Und er suchte nach einem Café, dem besten Café der Stadt. Auf einem Platz, von zwei Gaslaternen erleuchtet, fand er es. Darin saßen fünf oder sechs Männer, halb Herren, die ziemlich stumpfsinnig tranken, leise sprachen, auf die kleinen Tische gestützt, während zwei Billardspieler um das grüne Tuch, auf dem die Kugeln aneinander klapperten, herumliefen.

Man hörte ihre Stimmen zählen: — Achtzehn — neunzehn — Au! Das war nichts. Fein! Gut gespielt. — Wirklich eine elf. — Sie müssen mit dem roten spielen. — Zwanzig. — Zwölf. Hatte ich nicht recht?

Barajou bestellte einen schwarzen Kaffee und einen Schnaps. Aber vom besten!

Dann setzte er sich und wartete, bis man es ihm brächte.

Er war gewöhnt, die freien Abende mit seinen Kameraden lärmend im Pfeifenrauch zu versitzen. Dieses Schweigen, diese Ruhe brachte ihn zur Verzweiflung. Er begann zu trinken, erst seinen Kaffee, dann seinen Schnaps, endlich einen zweiten. Und jetzt überkam ihn die Lust zu lachen, zu schreien, zu singen, irgend jemand zu prügeln.

Er sagte sich: Na, nun gehts ja wieder. Heute abend muß ich mal was loslassen. Und sofort kam ihm der Gedanke, ein paar Mädchen aufzusuchen, um sich zu unterhalten.

Er rief den Kellner:

— He Wirtschaft!

— Bitte schön.

— Sagen Sie mal, Herr Oberkellner, wo amüsiert man sich denn hier?

Der Mann schaute bei der Frage dumm drein:

— Ich weiß nicht, mein Herr, — hier.

— Was, hier? Was nennst Du denn amüsieren?

— Ich weiß nicht, mein Herr, gutes Bier trinken oder guten Wein.

— Na, hör mal, alter Stiefel, giebt's denn keine Mädel?

— Mädchen? Ach so, ach so!

— Jawohl, giebt's denn Mädel hier?

— Mädel?

— Nun ja, Mädel.

Der Kellner näherte sich ihm und sagte leise:

— Sie meinen, wo das Haus ist?

— Nun ja, natürlich.

— Die zweite Straße links und dann die erste rechts, Nummer fünfzehn.

— Danke mein Alter. Da hast Du was.

— Danke, mein Herr.

Und Varajou ging hinaus, indem er für sich wiederholte: — Die zweite links und die erste rechts, Nummer fünfzehn. Aber nach ein paar Sekunden dachte er: — Die zweite links, ja, das stimmt, aber muß man vom Café kommend rechts oder links gehen? Ach was, wir wollen mal sehen.

Und er ging weiter, bog in die zweite Straße links ein, dann in die erste rechts und suchte die Nummer fünfzehn. Es war ein großes Haus, dessen erleuchtete Fenster man durch die Läden im ersten Stock sah. Die Thür stand halb offen, und eine Lampe brannte im Flur. Der Unteroffizier dachte:

— Hier ist's.

Er trat also ein, und da niemand kam, rief er:

— He! he!

Ein kleines Dienstmädchen erschien und blieb erschrocken stehen, als sie einen Soldaten sah. Er sagte:

— Guten Tag, mein Kind. Sind die Damen oben?

— Jawohl.

— Im Salon?

— Jawohl.

— Ich brauche nur die Treppe hinaufzugehen?

— Jawohl.

— Die Thür gleich gegenüber?

— Jawohl.

Er ging hinauf, öffnete eine Thür und gewahrte in einem, durch zwei Lampen, den Kronleuchter und zwei Lichter hellerleuchteten Raum

vier dekollettierte Damen, die jemand zu erwarten schienen.

Drei von ihnen, die jüngeren, saßen auf, mit rotem Samt überzogenen, Stühlen etwas geziert, während die vierte, etwa fünfundvierzig Jahr alt, Blumen in eine Vase steckte. Sie war sehr dick und trug ein grünes Seidenkleid, durch das, wie aus den Blättern einer mächtigen Blume, ihre gewaltigen Arme und ihr riesiger Busen, rosa gepudert, herausschauten.

Der Unteroffizier begrüßte sie:

— Guten Abend, meine Damen.

Die Alte drehte sich erstaunt herum, aber verbeugte sich:

— Guten Abend.

Er setzte sich.

Aber da er sah, daß man ihn nicht sehr begeistert aufnahm, dachte er, daß hier wahrscheinlich nur Offiziere verkehrten, und der Gedanke störte ihn. Dann sagte er sich auch: Ach, wenn einer kommt, kann ich immer noch sehen, was daraus wird. Und er fragte:

— Nun, geht's gut?

Die dicke Dame, offenbar die Wirtin, antwortete:

— Sehr gut, danke.

Dann wußte er nichts mehr zu sagen, und alle schwiegen.

Aber schließlich schämte er sich über seine Schüchternheit und lachte verlegen:

— Na, amüsiert ihr euch denn nicht? Ich schmeiße 'ne Flasche Wein.

Er hatte kaum den Satz beendet, als die Thür aufging und Padoie im schwarzen Rock erschien.

Da stieß Varajou einen Freudenruf aus, stand auf, lief seinem Schwager entgegen, umarmte ihn, tanzte mit ihm im ganzen Salon herum und brüllte:

— Da ist Padoie! Da ist Padoie! Da ist Padoie!

Dann ließ er den vor Staunen erschrockenen Steuereinnehmer stehen und rief ihn an:

— Ha, ha, ha! Alter Kerl, alter Kerl! Du schwiemelst also auch 'rum, alter Kerl, und meine Schwester läßt Du sitzen. Was?

Und nun dachte er an alle Vorteile dieser Lage, daß der andere ihm nun etwas pumpen müsse, daß er jetzt einer Erpressung nicht mehr entging. Und da warf er sich der Länge nach aufs Sofa und begann so fürchterlich zu lachen, daß das ganze Möbel krachte.

Die drei jungen Damen fuhren in einer einzigen Bewegung auf, liefen davon, während die Alte bis zur Thüre zurückwich, bereit, in Ohnmacht zu fallen.

Nun erschienen zwei Herren mit Orden, beide im Frack. Padoie stürzte sich auf sie:

— O, Herr Präsident, er ist ja verrückt, er ist verrückt. Man hat ihn uns geschickt, damit er sich bei uns erholen sollte. Sie sehen doch, er ist verrückt.

Barajou hatte sich aufgerichtet. Er begriff das alles nicht, aber er erriet plötzlich, daß er irgend eine kolossale Dummheit gemacht hatte. Da stand er auf und wendete sich zu seinem Schwager:

— Wo sind wir denn hier?

Aber Padoie packte plötzlich eine unsinnige Wut, und er rief ihn an:

— Wo? wo? wo? Wo wir sind? Unglücklicher, elender Schuft! Wo wir sind? Bei dem Herrn Präsidenten. Bei Herrn Präsident von Mortemain! Von . . von . . von . . von . . Mortemain. Oh, Du Lump, Du Lump! Lump! Lump! Lump!

Die Beichte

Als der Rittmeister Hector Marie von Fontenne Fräulein Laura von Estelle heiratete, waren die Verwandten und Freunde alle der Ansicht, daß es eine schlechte Ehe werden würde.

Fräulein Laura war hübsch, zart, schlank, blond, keck, hatte mit zwölf Jahren schon die Sicherheit einer Frau von dreißig. Sie war eine jener kleinen Pariserinnen, die geboren zu sein scheinen, alles im Leben zu wissen, alle Frauenlist sich zu eigen zu machen, keck in Gedanken, von jener Geistesfrische, die gewisse Wesen geradezu vorherbestimmt, bei jedem, was sie auch anfassen, anderen Menschen einen Possen zu spielen und sie zu betrügen. Alles was sie thun, scheint beabsichtigt, alles Berechnung, jedes Wort ist sorgsam abgewogen, ihre ganze Existenz nichts als ein Komödienspiel mit ihresgleichen.

Sie war auch reizend, lachte gern, lachte, daß sie sich nicht mehr halten und sich nicht wieder

beruhigen konnte, wenn etwas ihr amüsant und komisch erschien. Sie lachte den Leuten aufs Unverschämteste ins Gesicht, aber so liebenswürdig, daß man ihr nicht gram sein konnte.

Sie war reich, sehr reich. Ein Priester war der Mittelsmann, sie mit dem Rittmeister von Fontenne zusammenzubringen. Er war in einer geistlichen Anstalt auf das strengste erzogen und hatte ins Regiment klösterliche Ansichten mitgebracht, Unduldsamkeit und strengste Grundsätze.

Er war einer jener Menschen, die unausbleiblich entweder Heilige oder Nihilisten werden, die eine Idee, die sie einmal gepackt hat, nicht wieder geloslässt, deren Glaube unbeugsam ist und deren Entschluß unerschütterlich.

Er war ein großer, brauner, ernster, naiver Mensch von einfachem Verstand, kurz angebunden und eigensinnig, einer jener Männer, die durch das Leben gehen, ohne jemals die Unterströmungen, die Feinheiten und Unterschiede des Daseins nur zu ahnen, die nichts erraten, keinen Verdacht haben und die nicht zulassen, daß man anders denkt, urteilt, glaubt und handelt, als sie selbst.

Fräulein Laura sah ihn, durchschaute ihn sofort und willigte ein, seine Frau zu werden.

Sie führten eine ausgezeichnete Ehe. Sie war schmiegsam, geschickt klug, und verstand es, sich ihm so zu zeigen, wie sie hätte sein müssen, immer bereit, wohlthätig zu sein und auch wieder in der Gesellschaft zu erscheinen, in der Kirche zu sein wie im Theater, eine Frau von Welt, dabei mit leichtem Ausdruck von Ironie, mit einem Blitzen im Auge, wenn sie ernst mit ihrem ernsten Mann sprach. Sie erzählte ihm ihre Wohlthätigkeitsfeldzüge mit allen Priestern der Gemeinde und der Umgegend und benutzte diese fromme Beschäftigung dazu, von früh bis abends auszugehen.

Aber manchmal, wenn sie von irgend einem Wohltätigkeitsgang erzählte, packte sie plötzlich ein tolles Lachen, eine nervöse Krisis, die sie nicht zurückhalten konnte. Der Rittmeister war erstaunt und etwas verletzt, wie er so seiner Frau gegenüberstand, die lachte zum Ersticken. Wenn sie sich etwas beruhigt hatte, fragte er: — Was hast Du denn Laura? — Sie antwortete: — Nichts. Ich denke an etwas Komisches, das mir passiert ist. — Und sie erzählte irgend eine Geschichte.

Da geschah es, daß im Sommer 1883 der Rittmeister Hektor von Fontenne an den großen Manövern des 32. Armeekorps teilnahm.

Eines Abends, als man in der Nähe einer Stadt im Quartier lag, nach zehn Tagen Feldleben im Biwak, zehn Tagen Anstrengungen und Entbehrungen, beschlossen die Kameraden des Rittmeisters einmal gut zu essen.

Herr von Fontenne wollte sie zuerst nicht begleiten, als man sich aber dann darüber aufhielt, war er von der Partie.

Sein Tischnachbar Major Favre goß ihm, während er von militärischen Operationen sprach, das einzige, wofür sich der Rittmeister interessierte, ein Glas nach dem anderen ein. Es war an dem Tag sehr heiß gewesen, eine schwere, trockene, erregende Hitze. Und der Rittmeister trank, ohne es sich zu überlegen, ohne zu merken, daß allmählich ihn die Heiterkeit überkam, eine glühende Lebensfreude, die Lust am Dasein, daß Wünsche aufstiegen, ihm unbekannte Regungen und ein ungewisses Gefühl der Erwartung.

Beim Nachtisch war er betrunken: er sprach, lachte, regte sich auf, eine lärmende Trunkenheit kam über ihn, die tolle Trunkenheit des Menschen, der gewöhnlich vernünftig und ruhig ist.

Es wurde vorgeschlagen, den Abend ins Theater zu gehen. Er begleitete die Kameraden. Einer

von ihnen traf eine Schauspielerin wieder, mit der er früher ein Verhältnis gehabt; ein Souper wurde ins Werk gesetzt, an dem ein Teil des weiblichen Personals des Theaters teilnahm.

Der Rittmeister erwachte am anderen Morgen in einem unbekannten Zimmer und in den Armen eines kleinen, blonden Mädchens, das zu ihm sagte, als er die Augen öffnete: — Guten Morgen, Dicker.

Er begriff zuerst nicht, dann allmählich kam ihm die Erinnerung wieder, aber etwas unbestimmt.

Nun erhob er sich, ohne ein Wort zu sagen, kleidete sich an und legte Geld auf den Kamin.

Ein Gefühl der Schwäche packte ihn, als er, den Säbel umgeschnallt, in Uniform in dem Chambre garnie stand mit den alten Vorhängen, mit dem Sofa, das voller Flecke verdächtig aussah, und er wagte nicht, fortzugehen die Treppe hinunter, wo er Menschen begegnen würde, am Portier vorüber und vor allen Vorübergehenden und Nachbarn auf die Straße treten mußte.

Das Mädchen fragte ununterbrochen: — Was hast Du denn? Du kannst wohl nicht mehr sprechen? Gestern hast Du doch genug geredet. So ein Schaf!

Er grüßte sie förmlich und entschloß sich zur Flucht. Dann rannte er mit eiligen Schritten seinem Quartier zu, überzeugt, daß man seiner Haltung, seinen Manieren, seinem Gesicht ansähe, daß er von einer Dirne kam.

* * *

Und die Gewissensbisse quälten ihn, fürchterliche Gewissensbisse eines strengen, ernsten Mannes.

Er beichtete, kommunizierte. Aber er blieb immer noch in unangenehmer Stimmung, denn sein Sündenfall verfolgte ihn wie das Gefühl, als hätte er eine Schuld, eine heimliche Schuld gegen seine Frau.

Er sah sie erst nach vier Wochen wieder, denn sie war während der Manöver bei ihren Eltern gewesen.

Sie kam ihm mit offenen Armen entgegen; er empfing sie mit der befangenen Haltung des Schuldigen, und bis zum Abend vermied er mit ihr zu sprechen.

Sobald sie allein war, fragte sie:

— Was hast Du denn nur? Ich finde, Du bist sehr verändert.

Er antwortete verlegen:

— Garnichts, liebes Kind, garnichts.

— O bitte, ich kenne Dich, ich bin überzeugt, daß Du irgend etwas hast, einen Kummer, eine Unannehmlichkeit, — ich weiß nicht, was.

— Ja, mir ist eine unangenehme Sache passiert.

— Und was?

— Das kann ich Dir nicht sagen.

— Mir nicht. Warum nicht? Das beunruhigt mich.

— Ich kann Dir den Grund nicht auseinandersetzen.

Sie hatte sich auf ein kleines Sofa gesetzt, und er ging, die Hände auf dem Rücken, indem er den Blick seiner Frau mied, mit langen Schritten auf und nieder. Sie sagte:

— Nun, ich muß Dir doch beichten, das ist meine Pflicht, und ich fordere von Dir Wahrheit, das ist mein Recht. Du darfst vor mir ebensowenig ein Geheimnis haben, wie ich vor Dir.

Er sagte, indem er ihr den Rücken wendete, am hohen Fenster stehend: — Liebes Kind, es giebt Dinge, die man besser nicht sagt, und das, was mich quält, ist eine von diesen Sachen.

Sie erhob sich, ging durchs Zimmer, schloß ihn in die Arme, und nachdem sie ihn gezwungen, sich herumzuwenden, legte sie ihm beide Hände auf die Schultern, schlug die Augen auf und sagte schmeichelnd und lächelnd:

— Sei doch gut, Marie, (sie nannte ihn, wenn sie zärtlich sein wollte, Marie) Du kannst mir nichts verbergen. Ich glaube sonst, daß Du etwas Böses gethan hast.

Er flüsterte: — Ich habe etwas sehr Böses gethan. — Und sie sagte heiter:

— Etwas so Böses? Das wundert mich aber von Dir.

Er antwortete lebhaft: — Ich kann Dir nicht mehr sagen, Du darfst mich nicht mehr quälen.

Aber sie zog ihn bis zum Lehnstuhl, zwang ihn, sich hinzusetzen, nahm selbst auf seinem rechten Knie Platz und sagte, indem sie einen leichten flüchtigen Kuß auf den emporgewirbelten Schnurrbart drückte:

— Wenn Du mir das nicht sagst, ist's auf immer aus.

Er flüsterte in der Qual der Gewissensbisse und von Angst verzerrt: — Wenn ich Dir sagte, was ich gethan habe, würdest Du mir das nie vergeben.

— Im Gegenteil, mein Liebling, ich würde Dir sofort verzeihen.

— Nein, das ist unmöglich.

— Das verspreche ich Dir.

— Ich sage Dir, das ist unmöglich.

— Ich schwöre, daß ich Dir verzeihe.

— Nein, meine liebe Laura, das kannst Du nicht.

— Du bist doch zu naiv, um nicht zu sagen albern. Wenn Du mir nicht sagen willst, was Du gethan hast, so glaube ich, daß Du unerhörte Dinge gethan hast und ich würde immer daran denken und ich würde wegen des Schweigens ebenso böse sein wie wegen der unbekannten That. Wenn Du mir dagegen offen alles sagst, ist morgen alles vergessen.

— Ja, aber . . .

— Was denn?

Er errötete bis zu den Ohren und sagte ernst:

— Laura, ich beichte Dir, wie ich einem Priester beichten würde.

Jenes flüchtige Lächeln lief über ihre Lippen, wie manchmal, wenn sie ihm zuhörte, und sie sagte in einem Ton, als machte sie sich lustig:

— Ich bin ganz Ohr.

Er begann: — Du weißt, liebes Kind, wie nüchtern ich bin, ich trinke nur Wein und Wasser, niemals Schnaps, das weißt Du.

— Ja, das weiß ich.

— Nun denke Dir, gegen Ende des Manövers habe ich mich vergessen und habe eines Abends etwas getrunken. Ich war sehr müde, sehr schlapp . . . und . . .

— Du hast Dich betrunken, pfui, das ist häßlich!

— Ja, ich habe mich betrunken.

Sie nahm einen ernsten Ausdruck an:

— Aber Du hast Dich sehr betrunken, gestehe nur, so, daß Du nicht mehr gehen konntest.

— Nun, so nicht gerade. Jedenfalls hatte ich die Vernunft verloren, wenn auch nicht das Gleichgewicht. Ich erzählte, lachte, ich war ganz verrückt.

Als er schwieg, fragte sie:

— Ist das alles?

— Nein.

— Nun und was dann noch?

— Ja, und dann habe ich eine Niedrigkeit begangen.

Sie blickte ihn unruhig, etwas verlegen, bewegt an:

— Was dann, lieber Freund?

— Wir haben mit . . . Schauspielerinnen soupiert, und ich weiß nicht, wie es gekommen ist, Laura, ich habe Dich betrogen.

Er hatte das in ernstem feierlichen Ton gesagt.

Sie fuhr zusammen, und plötzlich leuchtete jähe Heiterkeit, eine unwiderstehliche Lachlust aus ihren Augen.

Sie sagte:

— Du . . . Du . . . Du hast . . .

Und sie lachte nervös, trocken, gequält, drei Mal während sie sprach:

Sie versuchte wieder ernst zu sein, aber jedesmal, wenn sie ein Wort sprechen wollte, kam ihr das Lachen wieder in die Kehle, entfuhr ihr, sie zwang sich, aber es begann immer von neuem, wie die Kohlensäure aus einer entkorkten Champagnerflasche steigt, aus der man den Schaum nicht mehr zurückhalten kann. Sie legte die Hand auf ihre Lippen, um sich zu beruhigen, um jenen entsetzlichen Heiterkeitsausbruch zu bannen. Aber das Lachen glitt ihr zwischen den Fingern durch, schüttelte ihre Brust und klang trotz alledem. Sie stammelte: — Du . . Du . . hast mich betrogen! Ha, ha, ha . . . .

Und sie blickte ihn ganz sonderbar an, so keck, daß er ganz erstaunt und erschrocken sie anstarrte.

Plötzlich konnte sie es nicht mehr aushalten, und nun brach es los, und nun begann sie zu lachen, mit einem Lachen wie ein Nervenanfall: kleine abgerissene Lachsalven platzten ihr aus dem Munde, als kämen sie aus der Tiefe der Brust, und beide Hände in die Seite gestemmt kamen lange Krämpfe über sie, bis zum Ersticken wie Hustenanfälle beim Keuchhusten.

Und jedesmal wenn sie sich, um sich zu beruhigen einen neuen Stoß gab, bei jedem Wort, das sie sprechen wollte, wand sie sich stärker vor Lachen.

— Mein ..... mein .... mein armer Freund. Ha, ha, ha, ha . . .

Er erhob sich, ließ sie allein im Stuhl, wurde plötzlich ganz bleich und sagte:

— Laura, das schickt sich nicht.

Sie stammelte in einem wahren Delirium von Heiterkeit:

— Ja, was willst Du denn? Ich . . . ich . . . ich kann nicht . . . . was . . . . wie . . . Du bist so komisch! Ha, ha, ha, ha . . . .

Er wurde totenbleich und blickte sie jetzt mit

starren Augen an, in denen ein seltsamer Gedanke aufstieg. Plötzlich öffnete er den Mund, als wollte er etwas rufen, aber er sagte nichts, wendete sich auf dem Absatz herum, ging hinaus und warf die Thür zu.

Laura lag zusammengekrümmt, erschöpft, dem Sterben nahe da, und sie lachte noch immer mit verlöschendem Ton, und nur manchmal, wie die Flamme eines fast gelöschten Feuers, flackerte ihr Lachen wieder auf.

Scheidung

Rechtsanwalt Bontran, der berühmte Pariser Advokat, der seit zehn Jahren plädiert und mit Erfolg alle Ehescheidungsprozesse führt, öffnete die Thür seines Arbeitszimmers und trat zur Seite, um einen neuen Klienten eintreten zu lassen.

Es war ein dicker Mann mit rotem Gesicht und blondem Backenbart, ein beleibter, kräftiger, sanguinischer Mann. Er machte eine Verbeugung.

— Bitte, nehmen Sie Platz, — sagte der Advokat.

Der Mann setzte sich und sagte, nachdem er gehustet:

— Ich komme, Herr Rechtsanwalt, um Sie zu bitten, mich in einer Ehescheidungssache zu vertreten.

— Bitte, reden Sie, ich bin ganz Ohr.

— Herr Rechtsanwalt, ich bin früher Notar gewesen.

— Früher?

— Ja, früher. Ich bin siebenunddreißig Jahr alt.

— Bitte, fahren Sie fort.

— Herr Rechtsanwalt, ich habe eine unglückliche Ehe geschlossen, sehr unglücklich.

— Sie sind nicht der einzige.

— Das weiß ich und bedaure die anderen. Aber mein Fall liegt ganz besonders, und was ich gegen meine Frau vorzubringen habe, ist absonderlicher Art. Aber ich werde von Anfang an erzählen. Ich habe mich auf sehr seltsame Weise verheiratet. Glauben Sie an gefährliche Gedanken?

— Was verstehen Sie darunter?

— Ja, glauben Sie, daß gewisse Gedanken für eine gewisse Geistesverfassung so gefährlich sind, wie Gift für den Körper?

— Ja, vielleicht.

— Ganz bestimmt. Es giebt Gedanken, die uns überkommen, die an uns fressen, die uns töten, die uns verrückt machen, wenn wir ihnen nicht widerstehen können. Es ist eine Art von Reblaus der Seele. Wenn wir das Unglück haben, einen solchen Gedanken sich allmählich in uns festsetzen zu lassen, wenn wir nicht von Anfang an merken, daß er uns überrumpelt hat, daß er uns be-

herrschen wird, daß er ein Tyrann ist, daß er Stunde um Stunde weiter fressen wird, Tag um Tag, daß er unausgesetzt wiederkehrt, sich einnistet, alle unsere sonstigen Beschäftigungen stört, unsere ganze Aufmerksamkeit allein auf sich zieht, unsere Urteilskraft trübt, dann sind wir verloren.

Mir ist also folgendes passiert, Herr Rechtsanwalt. Ich habe Ihnen schon gesagt, ich war Notar in Rouen, in keinen besonderen Vermögensverhältnissen, nicht arm, aber ärmlich. Ich mußte mir jede Ausgabe überlegen, immer an Sparsamkeit denken, alle meine Wünsche zügeln, ja alle. Und das ist traurig in meinem Alter.

Als Notar las ich immer aufmerksam die Annoncen auf der letzten Seite der Zeitung, die Angebote und Nachfragen, die kleine Korrespondenz und so weiter, und mehrmals hatte ich es dadurch erreicht, ein paar Klienten glücklich zu verheiraten.

Eines Tages fand ich folgende:

„Junge Dame, hübsch, gut erzogen, aus guter Familie möchte einen angesehenen Mann heiraten. Zweieinhalb Millionen Francs Mitgift. Zwischenhändler verbeten.“

Gerade an diesem Tag aß ich mit ein paar Freunden, einem Sachwalter und einem Spinnerei-

besitzer. Ich weiß nicht, wie die Unterhaltung gerade auf Heirat kam, kurz, lächelnd erzählte ich ihnen von der Dame mit den dritthalb Millionen Francs.

Der Spinnereibesitzer sagte: — Was sind denn das für Mädchen?

Der Sachwalter hatte mehrere Heiraten, die unter diesen Bedingungen geschlossen waren, gekannt, die sehr gut gegangen waren, und erzählte Einzelheiten. Dann fügte er hinzu und wendete sich an mich:

— Zum Teufel nochmal! Warum nimmst Du die nicht für Dich? Da wärest Du doch aus allen Schwierigkeiten. Zweieinhalb Millionen Franken!

Wir begannen alle drei zu lachen, und man sprach von anderen Dingen.

Eine Stunde später kehrte ich heim. Es war kalt in dieser Nacht. Übrigens wohnte ich auch in einem alten Hause, einem jener alten Provinzhäuser, die etwas von Champignonkellern an sich haben. Als ich die Hand auf das eiserne Treppengeländer legte, strahlte mir förmlich Kälte in den Arm, und als ich den anderen Arm ausstreckte nach der Wand, fühlte ich, als ich sie traf, wieder einen Schauer, noch feuchter als den ersten, mir über den

Leib laufen und in meiner Brust trafen die beiden zusammen, erfüllten mich mit Beklemmung, Traurigkeit und Mutlosigkeit. Und ich brummte in plötzlicher Erinnerung:

— Verflucht nochmal! Wenn ich die zweieinhalb Millionen hätte. —

Mein Zimmer war finster, ein rechtes Junggesellenzimmer, das ein Mädchen besorgte, die zugleich kochen mußte. Sie kennen solche Zimmer, ein großes Bett ohne Vorhang, ein Schrank, eine Kommode, ein Waschtisch, kein Ofen. Kleidungsstücke liegen auf den Stühlen herum, Papier an der Erde. Ich begann ein Chantantlied zu summen, denn ich gehe manchmal in solche Lokale:

Zwei Millione,
Zwei Millione
sind nicht ohne,
Aber 'ne halbe ist auch schon was,
Ist nur die Frau ein nettes Aas.

Ich hatte wirklich noch nicht an eine Frau gedacht, und plötzlich, als ich ins Bett schlüpfte, dachte ich daran. Ich dachte sogar so lange daran, daß ich nicht einschlafen konnte.

Als ich am nächsten Morgen die Augen öffnete, ehe es Tag geworden war, fiel mir ein, daß ich ja um acht Uhr in einer wichtigen Angelegenheit

in Darnétal zu sein hatte. Ich mußte also um sechs Uhr aufstehen. Es fror. Verflucht nochmal! Die zweieinhalb Millionen!

Gegen zehn Uhr kehrte ich in mein Büreau zurück. Es roch nach glühendem Ofen, nach alten Akten — nichts stinkt so — und dann rochen die Schreiber, ein Geruch von Stiefeln, Röcken, Hemden, Haaren, Haut, — im Winter wäscht man sich wenig, — und dabei achtzehn Grad.

Ich frühstückte, wie täglich, ein verbranntes Kotelett und ein Stück Käse, und machte mich wieder an die Arbeit.

Und da dachte ich zum ersten Male ernstlich an die Dame mit den zweieinhalb Millionen. Warum sollte ich ihr nicht schreiben? Warum nicht wenigstens wissen, wer es war? Kurz, Herr Rechtsanwalt, ich will mich beeilen, vierzehn Tage lang quälte mich diese Idee und ließ mich nicht wieder los. Alle die kleinen Unannehmlichkeiten, all das kleine Elend, das mich unausgesetzt peinigte, ohne daß ich es mir bis dahin genau überlegt, vielleicht, indem ich es gar nicht gemerkt, ärgerte mich jetzt wie Nadelstiche. Und jeder dieser kleinen Stiche führte meine Gedanken immer wieder zu der Dame mit den zweieinhalb Millionen zurück.

Endlich hatte ich mir eine ganze Geschichte erfunden. Wenn man etwas glühend wünscht, Herr Rechtsanwalt, denkt man sich das so, wie man es gern möchte.

Es war doch gewiß nicht so. Mit natürlichen Dingen ging das doch nicht zu, daß ein Mädchen aus guter Familie, das so viel Geld hatte, vermittelst einer Zeitungsannonce einen Mann suchte. Aber es konnte sein, daß dies Mädchen anständig und unglücklich war.

Zuerst hatte mir dieses Vermögen von zweieinhalb Millionen keinen solchen feenhaften Eindruck gemacht. Wir, die wir Anerbietungen dieser Art zu lesen haben, sind an Heiratsgesuche mit sechs, acht, zehn oder zwölf Millionen gewöhnt, — die Zahl zwölf Millionen kommt sogar häufig vor, das zieht an. Ich weiß ja wohl, daß wir an die Wahrheit dieser Versprechungen nicht glauben, aber sie pflanzen doch schließlich solche phantastischen Summen in unsere Seele, machen sie bis zu einem gewissen Punkt für unsere Ungläubigkeit wahrscheinlich, daß wir endlich eine Mitgift von zweieinhalb Millionen für sehr möglich und ehrbar halten.

Ich dachte also etwa, ein junges Mädchen sei

die natürliche Tochter eines Parvenu und eines Dienstmädchens und hätte nun plötzlich von ihrem Vater geerbt, wobei sie ihre diskrete Geburt erfahren, und sie wollte nun, um nicht einem Manne, der sie geliebt hätte, das Geheimnis entdecken zu müssen, selbst durch ein sehr gewöhnliches Mittel, dem an sich schon eine Art Makel anhaftete, einen Mann suchen.

Meine Vermutung war thöricht, aber ich verbiß mich darein. Wir Notare sollten nämlich niemals Romane lesen, und ich habe welche gelesen, Herr Rechtsanwalt.

Ich schrieb also als Notar im Namen eines Klienten und wartete.

Fünf Tage darauf, um drei Uhr nachmittags, als ich in meinem Büreau arbeitete, meldete mir mein Büreauvorsteher:

— Fräulein Chantefrise.

— Ich lasse bitten.

Nun erschien eine Dame von etwa dreißig Jahren, etwas stark, von dunklem Teint, verlegen.

— Bitte nehmen Sie Platz, mein Fräulein.

Sie setzte sich und flüsterte:

— Ich bin es.

— Aber, mein Fräulein, ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen.

— Die Dame, der Sie geschrieben haben.

— Wegen der Heirat?

— Jawohl.

— So, so!

— Ich bin selbst gekommen, weil man solche Sachen am besten persönlich erledigt.

— Ganz Ihrer Ansicht. Sie wollen sich also verheiraten?

— Jawohl.

— Haben Sie Familie?

Sie zögerte, schlug die Augen nieder und stammelte:

— Nein ... Meine Mutter .. und mein Vater .. sind tot.

Ich zuckte zusammen, ich hatte also recht geraten. Und eine lebhafte Sympathie stieg plötzlich in mir auf für dieses arme Geschöpf. Ich fragte nicht weiter, um sie nicht in Verlegenheit zu setzen und sagte:

— Stimmt das mit Ihrem Vermögen?

Sie antwortete diesmal ohne zu zögern:

— Jawohl.

Ich sah sie aufmerksam an, und wirklich miß-

fiel sie mir nicht, obgleich sie etwas reif war, etwas reifer, als ich gedacht hatte. Es war eine schöne Person, eine kräftige Person, so mehr eine Frau. Und der Gedanke kam mir, ihr eine kleine Komödie vorzuspielen, mich in sie zu verlieben, und wenn ich mich einmal überzeugt, daß die Mitgift wirklich da war, mich an die Stelle meines vermeintlichen Klienten zu setzen. Ich sprach ihr von dem Klienten, den ich als einen ehrbaren, etwas kränklichen, traurigen Mann schilderte.

Da wurde sie lebhaft:

— O, ich liebe aber gesunde Menschen.

— Sie werden ihn ja übrigens sehen, aber nicht vor drei oder vier Tagen, denn er ist nach England gereist.

— Ach, ist das dumm! — sagte sie.

— Nun mein Gott, ja und nein. Haben Sie es sehr eilig, nach Haus zurückzureisen?

— Durchaus nicht.

— Nun, dann bleiben Sie hier. Ich werde versuchen, Ihnen die Zeit zu vertreiben.

— Sie sind sehr liebenswürdig.

— Sind Sie im Hotel abgestiegen?

Sie nannte das erste Hotel von Rouen.

— Nun, wollen Sie Ihrem zukünftigen

Notar erlauben, Sie heute abend zu Tisch zu bitten?

Sie schien ungeduldig und unentschlossen zu zögern, dann sagte sie:

— Ja, sehr gern.

— Ich werde Sie um sieben Uhr abholen.

— Sehr wohl.

— Also auf Wiedersehen, heute abend, meine Gnädige!

— Jawohl, Herr Notar.

Ich begleitete sie bis zur Thür.

Um sieben Uhr war ich bei ihr. Sie hatte sich mir zu Ehren besonders nett angezogen und empfing mich sehr liebenswürdig.

Ich ging mit ihr zum Essen in ein bekanntes Restaurant und bestellte ein geradezu prachtvolles Menü.

Eine Stunde später waren wir angefreundet, und sie erzählte mir ihre Geschichte. Sie war die Tochter einer großen Dame, die durch einen Edelmann verführt worden und war bei Bauern auferzogen. Sie war jetzt reich, hatte eine Menge Geld geerbt von ihrem Vater und ihrer Mutter, deren Namen sie aber nie nennen würde. Es war unnütz, danach zu fragen und unnütz sie zu

bitten, sie würde es doch niemals thun. Da mir an den Namen gar nichts lag, befragte ich sie nach ihrem Gelde. Sie sprach davon als praktische, sichere Frau, wußte ganz genau die Papiere, die Anlage des Geldes, die Einkünfte, Zinsen und so weiter. Ihre genaue Kenntnis darüber flößten mir sofort ein großes Zutrauen zu ihr ein, ich wurde liebenswürdig, wenn auch noch mit einiger Zurückhaltung, zeigte ihr aber deutlich, daß sie mir gefiel.

Sie wehrte sich etwas, nur etwas. Ich bot ihr Champagner an, trank auch welchen, und das verwirrte mich ein wenig. Nun fühlte ich ganz genau, daß ich weitergehen würde und bekam Angst, Angst vor mir, selbst vor ihr, Angst, daß sie auch etwas erregt sein und etwa unterliegen möchte. Um mich zu beruhigen, begann ich von ihrem Gelde zu sprechen, das genau festgestellt sein müsse, denn mein Klient sei ein Geschäftsmann.

Sie antwortete heiter:

— Oh, das weiß ich. Ich habe aber alles schon mitgebracht.

— Hier in Rouen?

— Jawohl in Rouen.

— Haben Sie die Papiere im Hotel?

— Ja, gewiß.

— Können Sie sie mir zeigen?

— Natürlich.

— Heute abend?

— Gewiß.

Das kam mir in jeder Beziehung gelegen. Ich zahlte die Rechnung, und wir gingen zu ihr.

Sie hatte in der That alle notwendigen Papiere mitgebracht. Ich konnte nicht daran zweifeln, ich hielt sie in der Hand, ich konnte sie befühlen, sie lesen. Und darüber wurde ich so glückselig, daß mich sofort eine Riesenlust überkam, sie zu küssen. Verstehen Sie wohl, auf ganz anständige Art, wie ein Mensch, der eben sehr zufrieden ist. Und ich küßte sie lebhaft, einmal, zweimal, zehnmal und so gründlich, daß . . unter Beihilfe des Sekts . . ich unterlag oder nein . . nein . . vielmehr sie unterlag.

O, Herr Rechtsanwalt, dann war mir aber zu Mute! Und ihr erst! Sie weinte wie ein Brünnlein und bat mich flehentlich, sie nicht zu verraten, nicht ins Unglück zu stürzen. Ich versprach, was sie nur wollte und ging in schauerlicher Stimmung davon.

Was sollte ich thun? Ich hatte meine Klientin

mißbraucht. Dabei wäre vielleicht nicht so viel gewesen, wenn ich einen Klienten für sie gehabt hätte. Aber ich hatte ja gar keinen. Ich war der Klient selbst, der naive betrogene Klient, betrogen durch sich selbst. Denken Sie sich solche Lage. Ich hätte sie schwimmen lassen können, aber das Geld, das Riesengeld, ihre kolossale Mitgift, die sie wirklich besaß, die ganz sicher stand. Und dann, hatte ich denn das Recht sie einfach laufen zu lassen, das arme Ding, nachdem ich sie so überfallen. Und dann später, denken Sie mal später diese Angst.

Denken Sie mal bei einer Frau, die sich so leicht verführen ließ.

Ich verbrachte eine fürchterliche Nacht in Unsicherheit, Gewissensbissen, unter allerlei Skrupeln und Zweifeln. Aber am Morgen sah ich die Sache anders an, zog mich sorgsam an, und um elf Uhr ging ich ins Hotel, wo sie wohnte.

Als sie mich sah, ward sie rot bis an die Augen.

Ich sagte zu ihr:

— Gnädiges Fräulein, mir bleibt nur eins übrig, um das Unrecht gut zu machen: ich bitte Sie um Ihre Hand.

Sie stammelte:

— Ich gebe sie Ihnen.

Ich heiratete sie. — . . . . Ein halbes Jahr lang ging alles gut.

Ich hatte mein Büreau aufgegeben, lebte als Rentier und konnte an meiner Frau nichts, aber auch nicht das geringste aussetzen.

Und doch merkte ich allmählich, daß sie ab und zu einmal sehr lange fortblieb. Das geschah an ganz bestimmten Tagen der Woche: einmal Dienstag, die nächste Woche Freitag. Ich meinte, sie betrüge mich, und folgte ihr.

Es war an einem Dienstag. Sie ging gegen elf Uhr zu Fuß fort, die Straße der Republik hinunter, wendete sich rechts durch die Straße, an der das erzbischöfliche Palais liegt, bog in die Rue Grand-Pont ein, ging bis an die Seine, dann den Quai hinunter bis an die Petersbrücke und dort überschritt sie den Fluß. Von da an hatte sie etwas Unruhiges, drehte sich oft um und spähte nach den Vorübergehenden.

Endlich trat sie in den Bahnhof auf dem linken Flußufer. Ich zweifelte nicht mehr daran, ihr Liebhaber würde mit dem Dreiviertelzweiuhr-Zuge ankommen.

Ich versteckte mich hinter einem Gepäckwagen

und wartete. Die Lokomotive pfiff, die Reisenden strömten heraus, sie ging ihnen entgegen, und schloß ein kleines Mädchen von drei Jahren in die Arme, das ein dicke Bäuerin begleitete, und küßte es leidenschaftlich. Dann wendete sie sich um, gewahrte noch ein zweites Kind, ein kleines Mädchen oder einen Jungen, von einer zweiten Bäuerin gebracht und warf sich auch auf dieses, umarmte es glühend, lief dann mit den beiden Würmern und den beiden Dienstmädchen davon zur langen düsteren verlassenen Promenade des Cours-la-Reine. Ganz verstört, in tiefster Traurigkeit, kehrte ich nach Hause zurück, begriff nicht und wagte auch nicht, auf etwas zu schließen.

Als sie zu Tisch heimkehrte, stürzte ich auf sie zu und brüllte:

— Was sind das für Kinder?

— Welche Kinder?

— Die Du bei der Ankunft des Zuges von Saint-Sever erwartetest.

Sie stieß einen lauten Schrei aus und fiel in Ohnmacht. Als sie wieder zur Besinnung kam, beichtete sie mir unter Thränenströmen, sie habe deren vier. Ja, Herr Rechtsanwalt, zwei am

Dienstag, zwei Mädchen und zwei am Freitag, zwei Jungen.

Und daher, daher — welche Schmach! — stammt das ganze Geld. . . . . Die vier Väter! . . . . . . So hatte sie ihre Mitgift verdient.

Und nun, Herr Rechtsanwalt, was raten Sie mir, zu thun?

Der Advokat antwortete ganz ernst:

— Die Kinder als die Ihrigen anerkennen, mein Herr!

Vergeltung

Erste Scene.

(Herr von Garelle, allein, sitzt in einem Lehnstuhl.)

— Da bin ich nun in Cannes, als Junggeselle, eine komische Sache! Ich bin Junggeselle! In Paris habe ich das kaum gemerkt; auf der Reise ist das ganz etwas anderes, und ich bin ganz zufrieden damit.

Und meine Frau ist wieder verheiratet!

Muß mein Nachfolger aber glücklich sein, glücklicher als ich. Und muß der ein Rindvieh sein, sie nach mir geheiratet zu haben. Übrigens war ich auch nicht schlauer, als ich sie als Erster heiratete. Und doch hatte sie Eigenschaften — Eigenschaften, körperliche . . . ganz hervorragende. Aber doch auch sehr wichtige moralische Fehler. Gerissen war sie und verlogen, kokett und bezaubernd für alle, die sie nicht geheiratet hatten. Ob ich wohl Hörner trug? Verflucht nochmal! 's ist bitter, sich das

von früh bis abends zu fragen, ohne Gewißheit zu erhalten.

Und ich habe so viel Wege versucht, um sie zu beobachten und zu spionieren und habe nie etwas erfahren. Na, jedenfalls wenn ich Hahnrei war, bin ich es nicht mehr, Dank Naquet. So eine Scheidung ist doch eigentlich furchtbar leicht. Mir hat es nichts weiter gekostet, als eine Reitpeitsche für zehn Franken und einen steifen rechten Arm, und dabei rechne ich noch garnicht das Vergnügen, nach Herzenslust auf eine Frau, die ich stark im Verdacht hatte, mich zu betrügen, los zu prügeln.

(Er erhebt sich lachend, macht ein paar Schritte, und setzt sich wieder hin.)

Allerdings hat sie Recht bekommen und ich Unrecht.

Nun werde ich den Winter im Süden als Junggeselle zubringen. Das ist doch wundervoll! Ist es nicht reizend, so herumzureisen, immer in der Hoffnung, auf ein Liebesabenteuer zu stoßen. Was wird mir begegnen? Im Hotel jetzt gleich? Oder später vielleicht auf der Straße? Wo ist sie, die mich morgen lieben wird und die ich lieben

werde? Wie sind ihre Augen, ihre Lippen, ihr Haar, ihr Lächeln? Wie wird die erste Frau aussehen, die mir ihren Mund darbietet und die ich in die Arme schließe? Braun oder blond, groß oder klein, ernst oder heiter, dick oder ..... Sie muß dick sein.

Wie ich alle bedaure, die den wunderbaren Reiz der Erwartung nicht kennen oder nicht mehr kennen. Die Frau, die ich wirklich liebe, ist die Unbekannte, die Erhoffte, die Ersehnte, die, die mein Herz quält, ohne daß meine Augen je ihre Gestalt gesehen. Wo ist sie? In diesem Hotel, hinter dieser Thür, in einem der Zimmer dieses Hauses? Ganz nahe bei mir oder noch fern? Ganz gleich! Wenn ich sie nur ersehne, wenn ich nur bestimmt fühle, daß ich sie treffen werde. Und ich werde sie ganz sicher heute treffen, heute oder morgen, diese Woche oder die folgende, früher oder später. Ich muß sie treffen.

Und ich werde die köstlichen Wonnen des ersten Kusses, der ersten Zärtlichkeit, all den Rausch der neuen Liebe, das ganze Wunder des Unerhofften auskosten, den ersten Tag, der ebenso köstlich ist wie die Eroberung einer Jungfräulichen. O die Thörichten, die den wunderbaren Reiz des zum

ersten Male entschleierten Bildes nicht ahnen! O die thörichten Menschen, die sich verheiraten! Denn — solchen Schleier — — muß man nicht zu oft heben — von demselben Bilde.

Da, eine Frau! . . .

(Eine Dame, elegant, schlank, mit enger Taille geht hinten vorüber.)

Verflucht nochmal! Die Figur und der Schmiß! Nur das Gesicht müßte man sehen.

(Sie kommt ganz nahe an ihm vorüber, ohne ihn zu erblicken, weil er im Lehnstuhl versunken liegt. Er flüstert:)

Gott verdamm mich nochmal! Das ist meine Frau oder vielmehr nein, das ist Chantevers Frau. Aber verflucht hübsch ist sie trotzdem.

Ich möchte bloß wissen, ob ich-sie jetzt wieder heiraten möchte. Gut, jetzt hat sie sich gesetzt und liest den Gil Blas. Ich werde mich tot stellen.

Meine Frau! Wie sonderbar mich das ankommt, meine Frau. Eigentlich ist es schon ein Jahr her, eher länger als ein Jahr, daß sie nicht meine Frau gewesen ist. Ja, sie hatte ganz hervorragende körperliche Eigenschaften. Dieses Bein! Mich überläufts, wenn ich nur daran denke. Und einen so vollendeten Busen! Ach in der ersten Zeit

spielten wir immer wie beim Exercieren: Rechts — links — rechts — links. Ach der Busen! Rechts oder links gleich schön.

Aber moralisch . . so ein Biest.

Ob sie wohl Liebhaber gehabt hat? Wie habe ich unter dem Zweifel gelitten. Na, nun fort damit. Ist mir ja ganz gleich.

Ich habe niemals ein verführerischeres Geschöpf gesehen als sie, wenn sie ins Bett stieg. Sie hatte eine Art und Weise sich hinauf zu schwingen und sich in die Decke zu wickeln . . . .

Donnerwetter nochmal! Jetzt verliebe ich mich wieder in sie.

Wenn ich nun mit ihr redete? . . Was würde sie sagen?

Sie wird um Hilfe rufen. So ein Pech! Ich bin vielleicht etwas zu brutal gewesen.

Wenn ich sie nun anredete, das wäre doch komisch und eigentlich nach allem was passiert ist, frech. Gott verdamm mich, ja ich will mit ihr sprechen und wenn ich wirklich . . Na, kurz, wir werden sehen.

*

Zweite Scene.

(Er nähert sich der jungen Frau, die aufmerksam den Gil Blas liest und sagt mit weicher Stimme:)

— Gestatten Sie, gnädige Frau, daß ich mich in Erinnerung bringe.

(Frau von Chantever hebt schnell den Kopf, stößt einen Schrei aus und will fortlaufen. Er tritt ihr in den Weg und sagt ganz bescheiden:)

— Fürchten Sie nichts, gnädige Frau, ich bin nicht mehr Ihr Mann.

Frau von Chantever: Das wagen Sie — nach allem, was geschehen ist.

Herr von Garelle: Ich wage es, und ich wage es nicht, kurz erklären Sie sich das, wie Sie wollen. Als ich Sie sah, war es mir unmöglich, Sie nicht anzusprechen.

Frau von Chantever: Ich hoffe, daß der Spaß jetzt vorüber ist. Nichtwahr?

Herr v. Garelle: Es ist gar kein Spaß, gnädige Frau.

Frau v. Chantever: Dann also wohl eine Wette, wenn nicht eine Unverschämtheit. Ein Mann, der eine Frau schlägt, ist übrigens zu allem fähig.

Herr v. Garelle: Sie sind hart, gnädige Frau. Sie sollten mir übrigens nicht eine Heftigkeit nachtragen, die ich heute sehr bedauere. Ich hätte vielmehr, das gestehe ich offen, von Ihnen Dank erwartet.

Frau v. Chantever (ganz erstaunt): Was? Sie sind verrückt, oder Sie machen unpassende Scherze mit mir.

Herr v. Garelle: Durchaus nicht, gnädige Frau. Und wenn Sie mich nicht verstehen, müssen Sie sehr unglücklich sein.

Frau v. Chantever: Was soll das heißen?

Herr v. Garelle: Wenn Sie glücklich wären mit dem, der meine Stelle eingenommen hat, würden Sie mir dankbar sein für meine Heftigkeit, die Ihnen zu dem neuen Bund verholfen hat.

Frau v. Chantever: Das heißt aber den Scherz zu weit treiben! Bitte, lassen Sie mich allein.

Herr v. Garelle: Und doch, gnädige Frau, bedenken Sie, wenn ich nicht die Infamie begangen hätte, Sie zu schlagen, würden wir unsere Kette noch heute tragen.

Frau v. Chantever (verletzt): Jedenfalls haben Sie mir einen großen Dienst erwiesen.

Herr v. Garelle: Nichtwahr, einen Dienst, der einen besseren Empfang verdient, als ich bekommen habe.

Frau v. Chantever: Das mag sein, aber Ihr Gesicht ist mir unangenehm.

Herr v. Garelle: Das könnte ich von dem Ihren nicht sagen.

Frau v. Chantever: Ihre Schmeicheleien sind mir ebenso unangenehm, wie Ihre Roheiten.

Herr v. Garelle: Bitte, gnädige Frau, ich habe ja kein Recht mehr, Sie zu schlagen, da muß ich also liebenswürdig sein.

Frau v. Chantever: Das ist wenigstens offen. Aber wenn Sie wirklich liebenswürdig sein wollen, bitte gehen Sie, gehen Sie sofort.

Herr v. Garelle: So weit kann mich der Wunsch, Ihnen zu gefallen, doch nicht bringen.

Frau v. Chantever: Was wollen Sie also?

Herr v. Garelle: Mein Unrecht wiedergutmachen, vorausgesetzt daß ich unrecht gehabt habe.

Frau v. Chantever (empört): Was? Vorausgesetzt, daß Sie unrecht gehabt haben? Sie wissen wohl nicht, was Sie reden? Sie haben mich geschlagen und finden wohl noch, daß Sie sich gegen mich sehr artig benommen haben?

Herr v. Garelle: Vielleicht.

Frau v. Chantever: Wieso, vielleicht?

Herr v. Garelle: Ja gnädige Frau. Sie kennen doch die Komödie die da heißt: „Der geprügelte und zufriedene Hahnrei?“ Nun, bin ich Hahnrei gewesen oder nicht? Darauf kommt es an. Jedenfalls sind Sie geschlagen worden, und waren nicht damit zufrieden.

Frau v. Chantever (erhebt sich): Sie beleidigen mich.

Herr v. Garelle (lebhaft): Bitte, hören Sie mich eine Minute an. Ich war eifersüchtig, sehr eifersüchtig, ein Beweis dafür, daß ich Sie liebte. Ich habe Sie geschlagen, ein neuer Beweis dafür, und tüchtig geschlagen — das ist der allerbeste Beweis. Nun, wenn Sie mir also die Treue bewahrt haben, und trotzdem geschlagen worden sind, dann ist es wirklich traurig, da muß man Mitleid mit Ihnen haben, das gebe ich zu.

Frau v. Chantever: Ich brauche Ihr Mitleid nickt.

Herr v. Garelle: Wie meinen Sie das? Das kann man auf zwei Arten auffassen: es kann heißen, daß Sie mein Mittleid verachten oder daß Sie es nicht verdienen. Kurz, wenn das Mitleid,

dessen ich Sie für wert halte, unverdient ist, so ist es deshalb, weil die Prügel, die tüchtigen Prügel, die Sie von mir bekommen haben, mehr als verdient waren.

Frau v. Chantever: Fassen Sie das auf, wie Sie wünschen.

Herr v. Garelle: Gut, ich verstehe. Als Ihr Mann, gnädige Frau, war ich also Hahnrei.

Frau v. Chantever: Das habe ich nicht gesagt.

Herr v. Garelle: Aber Sie lassen es durchfühlen.

Frau v. Chantever: Ich lasse Sie fühlen, daß ich Ihr Mitleid nicht wünsche.

Herr v. Garelle: Wir wollen doch nicht an dem Worte kleben. Gestehen Sie mir einfach zu, daß ich . .

Frau v. Chautever: Bitte, sprechen Sie dieses scheußliche Wort nicht aus, das mich empört und mich anekelt.

Herr v. Garelle: Ich schenke Ihnen das Wort, aber gestehen Sie die Thatsache zu.

Frau v. Chantever: Niemals. Es ist nicht wahr.

Herr v. Garelle: Dann bedauere ich Sie aus tiefstem Herzen, und der Vorschlag, den ich Ihnen machen wollte, ist nicht mehr notwendig.

Frau v. Chantevér: Was für ein Vorschlag?

Herr v. Garelle: Den brauche ich Ihnen ja nicht mehr zu machen, da er nur dann Sinn hat, wenn Sie mich wirklich betrogen haben.

Frau v. Chantever: Nun, dann nehmen wir einen Augenblick an, ich hätte Sie betrogen.

Herr v. Garelle: Das genügt nicht, ich muß ein Geständnis haben.

Frau v. Chantever: Gut, ich gestehe.

Herr v. Garelle: Das genügt noch immer nicht, ich muß Beweise haben.

Frau v. Chantever (lächelnd): Das ist am Ende zu viel verlangt.

Herr v. Garelle: Nein, gnädige Frau. Ich wollte Ihnen, sagte ich eben, einen ernsten Vorschlag machen, sehr ernst, sonst hätte ich Sie nicht angesprochen, nach dem, was zwischen uns vorgegangen ist, was wir uns angethan haben, zuerst Sie mir und dann ich Ihnen. Dieser Vorschlag, der für Sie die ernstesten Folgen haben

kann, wäre wertlos, falls ich nicht wirklich von Ihnen betrogen worden bin.

Frau v. Chantever: Nun, das ist aber erstaunlich! Was wollen Sie nun also noch mehr. Ich habe Sie betrogen, gut.

Herr v. Garelle: Ja, aber ich muß den Beweis haben.

Frau v. Chantever: Bitte welchen Beweis soll ich Ihnen denn geben? Ich habe doch keinen, oder vielmehr keinen mehr.

Herr v. Garelle: Wo die Beweise sind, ist mir gleich, ich muß sie haben.

Frau v. Chantever: Aber man kann doch über solche Dinge keinen Beweis erheben, es sei denn, daß man auf frischer That ertappt wird. (Einen Augenblick Pause). Ich denke, mein Wort müßte genügen.

Herr v. Garelle (verbeugt sich): Sind Sie bereit, es zu beschwören?

Frau v. Chantever (hebt die Hand): Ich schwöre.

Herr v. Garelle (sehr ernst): Ich glaube Ihnen, gnädige Frau. Also mit wem haben Sie mich betrogen?

Frau v. Chantever: Nun, das ist aber zu viel verlangt.

Herr v. Garelle: Ich muß durchaus den Namen wissen.

Frau v. Chantever: Den kann ich Ihnen nicht sagen.

Herr v. Garelle: Warum nicht?

Frau v. Chantever: Weil ich eine verheiratete Frau bin.

Herr v. Garelle: Nun? Was schadet das?

Frau v. Chantever: Und das Amtsgeheimnis?

Herr v. Garelle: Das ist richtig.

Frau v. Chantever: Übrigens habe ich Sie mit Herrn von Chantever betrogen.

Herr v. Garelle: Das ist nicht wahr.

Frau v. Chantever: Warum?

Herr v. Garelle: Weil er Sie sonst nicht geheiratet hätte.

Frau v. Chantever: Unverschämtheit! Und was wollen Sie mir vorschlagen?

Herr v. Garelle: Hören Sie: Sie haben mir eben gestanden, daß ich durch Sie eines jener lächerlichen, immer trotz allem, was sie beginnen, albernen Wesen geworden bin, die komisch wirken, mögen sie schweigen und noch ulkiger, mögen sie

bös werden, eines jener Wesen, das man den betrogenen Herrn Gemahl nennt. Nun gnädige Frau, es ist zweifellos, daß die paar Schläge mit der Reitpeitsche, die Sie bekommen haben, die Beleidigung und die eheliche Schädigung, die Sie mir zugefügt haben, nicht ausgleichen, und daß Sie mir eine ernstere Revanche und zwar anderer Art nun, wo ich nicht mehr Ihr Ehemann bin, schuldig sind.

Frau v. Chantever: Was wollen Sie damit sagen?

Herr v. Garelle: Ich will damit sagen, daß Sie mir heute die reizenden Stunden, die Sie mir, als ich Ihr Mann war, gestohlen haben, um sie, ich weiß nicht wem, zu schenken, zurückgeben sollen.

Frau v. Chantever: Sie sind verrückt.

Herr v. Garelle: Keineswegs. Ihre Liebe gehörte mir, nichtwahr? Ihre Küsse, all Ihre Küsse, ohne Ausnahme, waren mein, nichtwahr? Sie haben einen Teil davon einem anderen gegeben. Nun, mir liegt daran, daß die Rückerstattung stattfinde ohne Skandal, ganz geheim, wie man es bei Dieben zu thun pflegt, deren Schamgefühl man schonen will.

Frau v. Chantever: Für wen halten Sie mich denn!

Herr v. Garelle: Für die Frau des Herrn von Chantever.

Frau v. Chantever: Nun, das ist zu stark.

Herr v. Garelle: Bitte um Verzeihung, der, der mich betrogen hat, hat Sie doch für die Frau des Herrn von Garelle gehalten. Es ist doch nur gerecht, wenn ich nun an die Reihe komme. Zu stark ist, wenn Sie das, was mir rechtmäßig gehört, mir nicht wiedergeben wollen.

Frau v. Chantever: Und wenn ich ja sagte, . . dann könnten Sie . .

Herr v. Garelle: Aber gewiß.

Frau v. Chantever: Ja wozu wäre denn die Scheidung gewesen?

Herr v. Garelle: Um unsere Liebe neu zu entfachen.

Frau v. Chantever: Sie haben mich nie geliebt.

Herr v. Garelle: Ich gebe Ihnen doch einen vollgültigen Beweis dafür.

Frau v. Chantever: Welchen?

Herr v. Garelle: Was denn, welchen?

Wenn ein Mann verrückt genug ist, eine Frau zuerst zu bitten, seine Gattin zu werden und dann ihr Liebhaber zu werden wünscht, so beweist das, daß er sie liebt, oder ich verstehe nichts von der Liebe.

Frau v. Chantever: O bitte, das wollen wir nicht verwechseln. Eine Frau heiraten beweist Liebe oder Sehnsucht, aber mit ihr ein Verhältnis anfangen, bedeutet nichts als . . Verachtung. Im ersten Falle übernimmt man alle Lasten, alle Unannehmlichkeiten, alle Verantwortung der Liebe; im zweiten Falle überläßt man diese Lasten dem legitimen Besitzer und behält für sich nur das Vergnügen mit der Möglichkeit, an dem Tage zu verschwinden, an dem einem die betreffende Person nicht mehr gefällt. Das ist also etwas ganz anderes.

Herr v. Garelle: Liebe Freundin, Sie ziehen einen ganz falschen Schluß. Wenn man eine Frau liebt, sollte man sie nicht heiraten, weil, wenn man sie heiratet, man bestimmt weiß, daß sie einen hintergeht, wie Sie es bei mir gethan haben, den Beweis haben wir ja; während nicht daran zu zweifeln ist, daß eine Geliebte dem Geliebten treu bleibt mit aller Mühe, die sie sich

giebt, um ihren Mann zu betrügen. Nichtwahr? Wenn ein Mann eine unzerbrechliche Kette zwischen einer Frau und sich geschmiedet wünscht, muß er sie durch einen anderen heiraten lassen. Die Ehe ist ein Strick, den man zerschneiden kann, wenn es einem paßt, die freie Liebe ist eine Kette, die unzerbrechlich ist. Wir haben den Strick zerschnitten, — ich biete Ihnen die Kette an.

Frau v. Chantever: Sie sind drollig, aber ich lehne ab.

Herr v. Garelle: Dann werde ich es Herrn von Chantever sagen.

Frau v. Chantever: Was werden Sie ihm sagen?

Herr v. Garelle: Ich werde ihm sagen, daß Sie mich betrogen haben.

Frau v. Chantever: Daß ich Sie betrogen habe . . Sie?

Herr v. Garelle: Ja, als Sie meine Frau waren.

Frau v. Chantever: Nun?

Herr v. Garelle: Nun, das wird er Ihnen nicht vergeben.

Frau v. Chantever: Er?

Herr v. Garelle: Ja. Das ist doch gerade nichts, um ihn Ihrer sicher zu machen.

Frau v. Chantever (lachend): Heinrich, das werden Sie doch nicht thun!

(Auf der Treppe ruft eine Stimme: Mathilde!)

Frau v. Chantever (leise): Mein Mann. Adieu!

Herr v. Garelle (steht auf): Ich werde Sie hinbegleiten und Sie stellen mich, bitte, vor.

Frau v. Chantever: Thun Sie das nicht.

Herr v. Garelle: Sie werden gleich sehen.

Frau v. Chantever: Bitte nicht.

Herr v. Garelle: Dann nehmen Sie die Kette an, die ich Ihnen biete.

(Stimme): Mathilde!

Frau v. Chantever: Lassen Sie mich.

Herr v. Garelle: Wo sehe ich Sie wieder?

Frau v. Chantever: Hier. Heute abend .. nach Tisch.

Herr von Garelle (küßt ihr die Hand): Ich liebe Sie . . . . (sie läuft davon).

(Herr von Garelle kehrt langsam zu seinem Lehnstuhl zurück und läßt sich hineinsinken):

Wahrhaftig, wahrhaftig, diese Rolle ist mir lieber als die frühere! Denn sie ist reizend, ganz

reizend und noch netter, seitdem ich Herrn von Chantevers Stimme sie habe „Mathilde“ rufen hören, so in diesem Besitzerton, den die Männer nun einmal an sich haben.

Irrfahrten eines Mädchens

Ja, die Erinnerung an diesen Abend wird nie verlöschen. Eine halbe Stunde lang hatte ich das Gefühl, daß das Schicksal unüberwindlich sei. Ich empfand jenen Schauer, wie wenn man in einen Minenstollen hinuntersteigt: ich habe den dunklen Abgrund menschlichen Elends berührt, ich habe begriffen, daß es für gewisse Menschen unmöglich ist, anständig zu leben.

Es war nach Mitternacht, ich ging vom Vaudeville zur Rue Drouot, mit eiligen Schritten dem Boulevard folgend, auf dem Regenschirme hineilten. Ein Regenstaub flatterte mehr herab, als daß er fiel, er verschleierte die Gaslaternen und gab der Straße ein trauriges Aussehen. Der Bürgersteig glänzte mehr glitschig als naß. Die Leute machten schnell, daß sie weiter kamen und blickten sich nicht um.

Die Dirnen warteten im Dunkel der Thüren mit emporgehobenen Kleidern, daß man die Waden

sah und beim fahlen Schein des nächtlichen Lichts die weißen Strümpfe, riefen einen an oder liefen beinah vorüber, indem sie frech zwei unanständige alberne Worte den Männern ins Ohr flüsterten. Sie folgten dann ein paar Sekunden lang dem Herrn und hauchten ihn mit ihrem eklen Atem an. Wenn sie dann sahen, daß ihre Versuche vergebens waren, verließen sie ihn mit schneller, unzufriedener Bewegung und begannen wieder hin- und herzugehen, sich in den Hüften wiegend.

Ich schritt, von allen angesprochen, am Ärmel genommen, angehalten und von Ekel gepackt, dahin. Plötzlich sah ich drei, die wie verrückt liefen und den anderen ein paar schnelle Worte zuriefen. Und auch die anderen begannen nun zu rennen, zu flüchten, indem sie ihre Kleider hochnahmen, um schneller vorwärts zu kommen. An diesem Tage wurde eine Razzia auf die Prostituierten abgehalten.

Und plötzlich fühlte ich einen Arm in dem meinen, während eine verzweifelte Stimme mir ins Ohr flüsterte: — Bitte, mein Herr, retten Sie mich, retten Sie mich. Lassen Sie mich nicht los.

Ich sah das Mädchen an, sie war noch nicht

zwanzig Jahr alt, obgleich schon verblüht. Ich sagte: — So bleib hier. — Sie flüsterte: — Tausend Dank!

Wir kamen zu einer Schutzmannskette, sie ward geöffnet und ließ uns durch, und ich ging in die Rue Drouot.

Meine Begleiterin fragte:

— Kommst Du mit zu mir?

— Nein.

— Warum nicht? Du hast mir einen großen Dienst geleistet, den ich nie vergessen werde.

Ich antwortete, um sie los zu werden:

— Ich bin verheiratet.

— Was thut das?

— Nein, mein Kind, das genügt. Ich habe Dir geholfen, nun laß mich in Ruhe.

Die Straße lag schwarz und verlassen da, wirklich traurig anzusehen. Und dies Mädchen, das meinen Arm preßte, erhöhte noch das Gefühl der Traurigkeit, das mich überkam. Sie wollte mich küssen, ich bog mich entsetzt zurück und sagte mit harter Stimme:

— Scher Dich zum Teufel!

Sie ward plötzlich wütend, dann begann sie mit einem Male zu schluchzen. Ich war bewegt

und erstaunt und begriff nicht, was das heißen sollte:

— Was hast Du denn?

Sie flüsterte unter Thränen:

— Ach, wenn Du nur wüßtest, wie das ist! Das ist nicht lustig.

— Was denn?

— Dies Leben.

— Ja, warum hast Du es Dir ausgesucht?

— Ist das meine Schuld?

— Na wessen Schuld denn sonst?

— Das weiß ich nicht.

Eine Art Interesse packte mich für diese Verlassene, und ich sagte:

— Willst Du mir Deine Geschichte erzählen?

Sie erzählte sie.

* * *

Ich war, sechzehn Jahr alt, im Dienst in Yvetôt bei Herrn Lerable, einem Getreidehändler. Meine Eltern waren gestorben, ich hatte keinen Menschen auf der Welt. Ich sah wohl, daß mein Herr mich sonderbar anblickte und mir die Wangen streichelte, aber ich dachte mir nichts weiter dabei. Ich wußte

schon Bescheid, ja allerdings, auf dem Lande ist man nicht so dumm, aber Herr Lerable war ein frommer Mann, der jeden Sonntag zur Kirche ging. Und ich hätte ihn dessen nicht für fähig gehalten.

Da wollte er mich eines Abends in der Küche überraschen, ich widerstand, er ging davon.

Uns gegenüber wohnte Herr Dutant, ein Materialwarenhändler, der einen sehr netten Kommis hatte und in den vernarrte ich mich. Das geht allen so, nicht wahr? Ich ließ also die Thür offen, und er kam zu mir.

Aber da hörte eines Nachts Herr Lerable Geräusch, ging hinauf und fand Anton bei mir. Er wollte ihn sofort totschlagen, sie prügelten sich mit Stühlen, warfen sich mit Wassertöpfen, mit allem möglichen. Ich hatte mein Kleid aufgerafft und lief auf die Straße. Ich wollte fort. Ich hatte fürchterliche Angst. In einem Hausthor zog ich mich an, dann ging ich geradeswegs davon.

Ich dachte unbedingt, es wäre schon einer ermordet und die Polizei suchte mich. Ich kam auf die Chaussee nach Rouen und sagte mir, daß ich mich in Rouen gut verstecken könnte.

Es war so dunkel, daß man die Gräben nicht

unterscheiden konnte, und ich hörte die Hunde in den Höfen bellen. Man weiß ja nicht, was man nachts alles hört: Vögel schrien wie Menschen, die man ermordet, Tiere heulten, pfiffen, dann allerlei Geräusche, die man nicht unterscheiden kann. Ich hatte fürchterliche Angst, bei jedem Geräusch schlug ich ein Kreuz. Sie glauben gar nicht, wie einen so was packt. Als es Tag wurde, kam mir wieder der Gedanke an die Polizei, und ich begann zu laufen. Dann ward ich ruhiger. Ich fühlte Hunger trotz allem, trotz meiner Angst. Aber ich besaß nichts, keinen Pfennig. Ich hatte mein Geld vergessen, alles, was mir auf der Welt gehörte, achtzehn Franken.

Ich ging also weiter, mit knurrendem Magen. Es war warm, die Sonne stach, es war Mittag vorüber und ich lief und lief. Plötzlich hörte ich Pferdegetrappel hinter mir. Ich wendete mich um: die Polizei. Mir blieb das Herz stehen, ich dachte, ich würde umfallen, aber ich hielt mich aufrecht. Sie holten mich ein und blickten mich an, und einer, der ältere, sagte:

— Guten Tag, Fräulein.

— Guten Tag.

— Wo lofen Sie denn hin?

— Ich gehe nach Rouen in Dienst.

— Was denn, so zu Fuß?

— Ja, so.

Mein Herz schlug, daß ich nicht mehr sprechen konnte, und ich sagte mir, jetzt fassen sie mich. Die Lust auszureißen, zitterte mir in allen Gliedern. Aber sie hätten mich doch gleich wieder eingeholt, verstehen Sie.

Der Alte begann: — Wir wollen zusammen bis Barantin machen, wir haben denselben Weg.

— Sehr gern.

Nun begannen wir uns zu unterhalten. Ich war so liebenswürdig wie möglich, so daß sie schließlich Sachen dachten, die gar nicht waren. Und als wir durch einen Wald kommen, sagt der Alte: — Nun, Fräulein, wollen wir uns auf dem Moos ein bißchen ausruhen?

Ich antwortete, ohne nachzudenken:

— Wie Sie wollen.

Er sitzt ab, giebt dem anderen sein Pferd zu halten, und wir gehen beide in den Wald.

Ich konnte nicht mehr nein sagen. Was hätten Sie an meiner Stelle gethan. Er that, was er wollte, dann sagte er zu mir: — Wir wollen meinen Kameraden nicht vergessen, — kehrte zurück,

um das Pferd zu halten, während der andere zu mir kam. Ich schämte mich so, daß ich hätte weinen mögen. Aber ich wagte nicht, zu widerstehen, das begreifen Sie doch.

Wir gingen also weiter. Ich sprach nicht mehr, ich war zu traurig. Und dann konnte ich nicht mehr gehen, solchen Hunger hatte ich. Aber sie gaben mir doch in einem Dorfe ein Glas Wein, das hat mir auf einige Zeit wieder auf die Beine geholfen. Und dann trabten sie davon, um nicht mit mir durch Barantin zu reiten. Da setzte ich mich in den Graben und heulte, was ich nur konnte.

Drei Stunden lief ich noch bis Rouen. Es war sieben Uhr abends, als ich ankam. Zuerst blendeten mich alle die Lichter, und dann wußte ich nicht, wo ich mich hinsetzen sollte. An der Landstraße giebts Gräben und Gras, wo man sich sogar mal hinlegen kann und schlafen, aber in der Stadt nichts.

Mir thaten die Beine weh, und mir wurde so schwindlig, daß ich dachte, ich schlüge gleich hin. Und dann begann's zu regnen, ein feiner Regen, wie heute abend, der einem durch und durch geht, wenn er auch nach nichts aussieht. Ich habe kein

Glück, wenn es regnet. Ich begann also die Straßen hinunter zu laufen, sah alle Häuser an und sagte mir, hier giebts überall so viel Betten und so viel Brot, und ich habe keins, nicht einmal ein Stückchen Rinde kann ich bekommen und einen Strohsack. Ich kam in Straßen, wo die Mädchen die Herren, die vorübergingen, anriefen. In so einem Fall thut man, was man kann, und ich machte es wie sie und rief auch, aber keiner antwortete mir. Ich hätte tot sein mögen. Das dauerte wohl bis Mitternacht, ich wußte nicht mehr, was ich that. Endlich hörte mich einer an. Er fragte: — Wo wohnst Du denn?

In der Not wird man schnell gerissen und ich antwortete:

— Sie können nicht mitgehen, denn ich wohne bei meiner Mutter. Aber giebt's nicht irgend ein Haus, wo man hingehen kann?

Er antwortete: — Nun soll ich auch noch zwanzig Sous für ein Zimmer ausgeben?

Dann dachte er nach und sagte: — Komm mit, ich weiß einen stillen Fleck, wo man uns nicht stört.

Ich mußte über eine Brücke gehen, dann führte er mich ans Ende der Stadt auf eine Wiese, nahe am Bach. Ich konnte nicht mehr folgen.



Ich mußte mich setzen, und er begann mit dem, weshalb wir gekommen waren. Aber es dauerte sehr lange, und ich war so müde, daß ich einschlief.

Er ging davon und schenkte mir nichts. Ich merkte es gar nicht. Es regnete wie gesagt. Von diesem Tage ab habe ich manchmal Schmerzen, die ich nicht loswerde, denn ich habe die ganze Nacht im Dreck geschlafen.

Zwei Polizisten weckten mich auf, brachten mich zur Wache, von da ins Gefängnis. Da blieb ich achtzehn Tage, während man herauszufinden suchte, wer ich sei und woher ich käme. Ich wollte es nicht sagen wegen der Folgen.

Man erfuhr es doch. Nachdem ich freigesprochen worden, ließ man mich laufen.

Jetzt mußte ich wieder Unterhalt suchen. Ich suchte eine Stelle zu bekommen, ich fand aber keine, weil ich gesessen hatte. Da erinnerte ich mich eines alten Richters, der mich, während er mich aburteilte, so angesehen hatte, wie der alte Lerable in Yvetôt. Zu dem ging ich. Ich hatte mich nicht geirrt. Als ich fortging, gab er mir hundert Sous und sagte: — Du kriegst jedesmal so viel, aber Du darfst nicht öfter kommen, wie zweimal die Woche.

Ich sah das ein in Anbetracht seines Alters. Aber das brachte mich auf einen Gedanken. Ich sagte mir: die Jungen, die machen nur Ulk, die unterhalten sich, aber sie haben kein Geld, die Alten, das is 'ne andere Sache. Und dann kannte ich sie jetzt, die alten Affen.

Wissen Sie, was ich nun gethan habe? Ich kleidete mich als Amme, die vom Markt kommt und lief die Straßen auf und ab, indem ich meine ‚Säuglinge' suchte. Ich erkannte sie auf den ersten Blick, und sagte mir gleich: der beißt an.

Es näherte sich einer und begann:

— Guten Tag, Fräulein.

— Guten Tag, mein Herr.

— Wo gehen Sie denn hin?

— Ich muß nach Haus zu meiner Herrschaft.

— Wohnt die Herrschaft weit?

— Es geht.

Nun wußte er nichts mehr zu sagen. Ich ging langsam weiter, damit er sprechen konnte.

Nun sagte er leise ein paar Artigkeiten und dann sagte er, ich sollte doch mal zu ihm kommen. Ich ließ mich erst etwas bitten, wissen Sie, und dann that ich's. Von der Sorte hatte ich zwei oder

drei jeden Morgen und alle Nachmittage frei. Das war die schöne Zeit meines Lebens, da hatte ich keine Sorgen.

Aber man bleibt eben nie ruhig. Zum Unglück machte ich die Bekanntschaft eines reichen Kerls aus der Gesellschaft, eines ehemaligen Präsidenten, der wohl fünfundsiebzig Jahr alt war.

Eines Abends nahm er mich in ein Restaurant in der Nähe mit und dann, wissen Sie, er konnte sich nicht mäßigen, da starb er beim Dessert.

Ich bekam drei Monate Gefängnis, weil ich nicht unter Kontrolle war.

Und nun kam ich nach Paris.

Ach, hier ist das Leben schwer. Es giebt nicht jeden Tag was zu essen, es sind zu viel. Na, schließlich, jeder hat seinen Kummer, nicht wahr?

* * *

Sie schwieg. Ich ging an ihrer Seite mit beklommenem Herzen. Plötzlich nannte sie mich wieder Du.

— Kommst Du nicht mit, Kleiner?

— Nein. Ich hab's doch schon gesagt.

— Na, denn auf Wiedersehen. Danke. Ich bin Dir nicht böse, aber eins sage ich Dir, Du bist dumm.

Und sie ging davon, von dem feinen Regen wie in einen Schleier gehüllt. Ich sah sie unter einer Gaslaterne hinschreiten, dann in der Dunkelheit verschwinden. Armes Ding!



Das Fenster

Ich machte die Bekanntschaft von Frau von Jadelle diesen Winter in Paris. Sie gefiel mir augenblicklich ausnehmend. Sie kennen sie übrigens ebensogut wie ich, nein, pardon . . beinahe so gut wie ich. Sie wissen, wie phantastisch und poetisch sie gesinnt ist; sie benimmt sich frei, unbefangen, ist allen Eindrücken zugänglich, keck, eigenwillig, emanzipiert, unternehmend, gewagt, kurz, hat keine Vorurteile, und trotzdem ist sie zart, sentimental, zärtlich, schamhaft und leicht verletzt.

Sie war Witwe. Ich ziehe Witwen vor, aus Faulheit. Ich wollte mich damals wieder mal verheiraten und begann ihr den Hof zu machen. Je näher ich sie kennen lernte, desto mehr gefiel sie mir, und ich meinte, der Augenblick sei gekommen, bei ihr anzuhalten. Ich war in sie verliebt und in Gefahr, es zu sehr zu werden. Wenn man sich verheiraten will, muß man seine Frau nicht zu sehr lieben, sonst macht man Dummheiten, man

verliert die Besinnung und wird zugleich albern und brutal. Man muß sich beherrschen. Wenn man am ersten Abend den Kopf verliert, läuft man große Gefahr, ein Jahr später . . . .

Ich erschien also eines Tages bei ihr in weißen Handschuhen und sagte:

— Gnädige Frau, ich habe das Glück, Sie zu lieben und komme, um Sie zu bitten, falls ich Hoffnung habe, Ihnen zu gefallen, ob Sie meine Frau werden wollen.

Sie antwortete ganz ruhig: — Nun, ich weiß durchaus nicht, ob Sie mir früher oder später mal gefallen werden, aber ich will gern die Probe machen. Äußerlich gefallen Sie mir ganz gut, nur müßte ich noch wissen, wie Ihr Charakter ist, Ihre Gewohnheiten und Ihr Herz. Die meisten Ehen werden unglücklich, oder es passieren gar böse Sachen, weil man sich, wenn man sich heiratet, nicht genügend kennt. Ein Nichts genügt, irgend eine eingewurzelte Gewohnheit, eine verrannte Meinung über irgend eine Frage der Moral, Religion oder Gott weiß was, eine Bewegung, die einem nicht gefällt, eine Angewohnheit, ein kleiner Fehler oder sogar irgend eine unangenehme Eigenschaft, um zwei unversöhnliche

Feinde zu schaffen, zwei wütende Feinde, die bis zum Tode miteinander verknüpft sind, während es vorher das zärtlichste, verliebteste Brautpaar gewesen ist. Ich werde mich nicht verheiraten, ohne ganz genau alle Ecken und Winkel der Seele des Mannes zu kennen, dessen Dasein ich teilen soll, und ich will ihn ganz in der Nähe monatelang nach Belieben studieren können.

Ich schlage Ihnen also folgendes vor: Kommen Sie diesen Sommer zu mir auf mein Gut Lauville, und dort werden wir in aller Ruhe sehen, ob wir für einander geschaffen sind.

Sie lachen, Sie haben einen Hintergedanken. Oh, wenn ich meiner nicht sicher wäre, würde ich Ihnen gewiß diesen Vorschlag nicht machen. Ich habe vor der Liebe, wie ihr Männer sie gewöhnlich versteht, einen solchen Abscheu, einen solchen Ekel, daß eine Schwäche meinerseits nicht denkbar ist. Wollen Sie annehmen?

Ich küßte ihr die Hand.

— Wann reisen wir ab?

— Am zehnten Mai. Sind Sie einverstanden?

— Vollkommen.

Einen Monat später kam ich bei ihr an. Es war wirklich eine sonderbare Frau, sie studierte

mich vom Morgen bis zum Abend. Da sie Pferde liebte, ritten wir stundenlang durch die Wälder, sprachen über alles, denn sie suchte meine intimsten Gedanken genau so zu erforschen, wie sie meine geringsten Bewegungen beobachtete.

Ich aber wurde wahnsinnig verliebt und hatte keine Angst weiter vor Verschiedenheit unserer Charaktere. Bald bemerkte ich, daß ich sogar im Schlaf beobachtet wurde. Irgend jemand schlief in einem kleinen Zimmer neben meinem, das sehr spät erst betreten wurde mit äußerster Vorsicht. Diese fortwährende Spioniererei machte mich endlich ungeduldig, ich wollte die Lösung schnell herbeiführen und ward eines Abends unternehmend. Sie antwortete mir dermaßen, daß ich von jedem neuen Versuch abstand. Aber der glühende Wunsch überkam mich, ihr auf irgend eine Art und Weise diese Polizeibewachung, der ich unterworfen ward, zu vergelten, und ich suchte nach einem Mittel.

Sie kennen Cäsarine, ihre Jungfer, ein hübsches Mädchen aus Granville, wo alle Mädchen hübsch sind. Aber während ihre Herrin braun ist, war sie blond.

Ich zog also die Jungfer eines Nachmittags

in mein Zimmer, steckte ihr hundert Franken zu und sagte:

— Liebes Kind, ich will nichts Schlechtes von Dir, aber ich möchte Deiner Herrin vergelten, was sie mir anthut.

Das Mädchen lächelte listig, und ich fuhr fort:

— Ich werde Tag und Nacht überwacht, das weiß ich. Man beobachtet mich beim essen, trinken, ankleiden, rasieren, das weiß ich.

Das Mädchen stammelte: — Fürwahr, gnädiger Herr . . Dann schwieg sie. Ich fuhr fort:

— Du schläfst im Nebenzimmer, um aufzupassen, ob ich schnarche, ob ich im Schlaf spreche, leugne es nicht.

Jetzt begann sie laut zu lachen und sagte: — Fürwahr, gnädiger Herr . . — dann schwieg sie wiederum.

Ich wurde lebhafter:

— Nun, mein Kind, Du verstehst, daß es doch nicht recht ist, wenn man alles von mir wissen will und ich nichts von der Person wissen soll, die meine Frau werden wird. Ich liebe sie von Herzen. Sie hat die Züge, das Herz, den Geist, den ich mir nur je gewünscht habe, und ich bin

in dieser Beziehung der glücklichste der Menschen. Nur etwas möchte ich gern wissen . .

Cäsarine entschloß sich, mein Hundertfranken-Billet in die Tasche zu stecken, und ich begriff, daß wir handelseinig waren.

— Also hör mal zu, mein Kind. Wir Männer geben etwas auf gewisse . . . . gewisse . . . . Einzelheiten . . . . körperliche, die eine Frau nicht daran hindern, reizend zu sein, aber die in unsern Augen doch ihren Wert verändern können. Du sollst mir nichts Böses über Deine Herrin sagen, nicht einmal geheime Gebrechen, wenn sie solche hat, antworte nur offen auf meine vier oder fünf Fragen, die ich Dir stellen will. Du kennst Frau von Jadelle wie Dich selbst, da Du sie täglich aus- und ankleiden hilfst. Nun sage mir mal, ist sie so voll, wie sie zu sein scheint?

Das kleine Ding antwortete nicht. Ich fuhr fort:

— Nun mein Kind, Du wirst ja wissen, daß es Frauen giebt, die sich mit Watte, weißt Du, Watte da oder dort ausstopfen . . . kurz Watte dorthin stopfen, wo man die kleinen Kinder nährt oder dorthin, worauf man sich setzt. Sage mir mal, stopft sie sich mit Watte aus?

Cäsarine hatte die Augen niedergeschlagen, sie antwortete schüchtern:

— Fragen Sie nur, gnädiger Herr, ich werde schon jedesmal antworten.

— Nun also, mein Kind, es giebt auch Frauen, die haben X=Beine, so daß bei jedem Schritt die Kniee sich scheuern, und dann giebt es auch welche, die haben O=Beine, wie ein Brückenbogen, durch den man die ferne Landschaft erblickt. Beides ist sehr hübsch. Nun sag' mir mal, wie sind denn die Beine deiner Herrin?

Das Mädchen antwortete nicht.

Ich fuhr fort:

— Es giebt auch welche, die haben einen so schönen Busen, daß er unten eine Falte macht. Es giebt welche, die haben dicke Arme und eine enge Taille, es giebt welche, die vorn sehr stark sind und hinten garnicht, andere wieder sind hinten sehr stark und vorn garnicht. All das ist sehr hübsch, reizend, aber ich möchte gern wissen, wie Deine Herrin ist. Sag mir's ganz offen, und ich werde Dich gut belohnen.

Cäsarine blickte mir in die Augen und antwortete aus vollem Herzen lachend:

— Gnädiger Herr, abgesehen davon, daß sie

schwarzes Haar hat, ist die gnädige Frau genau so wie ich! —

Dann lief sie davon.

Ich war der Lackierte.

Ich kam mir sehr albern vor und beschloß mich zu rächen durch das unverschämte kleine Mädchen selbst.

Eine Stunde später trat ich vorsichtig in das kleine Zimmer, von dem aus sie mich belauschte und riegelte auf.

Gegen Mitternacht erschien sie auf ihrem Beobachtungsposten. Ich folgte ihr sofort. Als sie mich sah, wollte sie schreien, aber ich verschloß ihr den Mund mit der Hand und überzeugte mich ohne zu großen Widerstand, daß, wenn sie nicht gelogen hatte, Frau von Jadelle sehr gut gewachsen sein mußte.

Mir gefiel sogar diese Feststellung sehr gut, die übrigens, als ich sie genau unternahm, Cäsarine nicht zu mißfallen schien.

Sie war wahrhaftig ein reizendes Beispiel für die niedernormannische Rasse, kräftig und zart zugleich. Es fehlten ihr vielleicht einige Finessen, die Heinrich IV. sehr gestört haben würden. Ich machte sie schnell damit bekannt, und da ich die

Parfüms liebe, schenkte ich ihr am selben Abend noch eine Flasche Lavendelmilch.

Wir waren bald intimer miteinander, als ich es für möglich gehalten hätte, beinah gute Freunde. Sie wurde eine köstliche Geliebte von natürlichem Geist und sehr amüsant. In Paris wäre sie eine berühmte Kokotte geworden.

Das Glück, das ich bei ihr genoß, gestattete mir ohne Ungeduld den Schluß der Prüfung der Frau von Jadelle zu erwarten. Ich bekam einen wunderbaren Charakter, gefällig, schmiegsam und gelehrig.

Meine Braut schien mich jedenfalls köstlich zu finden, und ich sah an einzelnen Zeichen, daß ich wohl bald in Gnaden angenommen werden würde. Ich war gewiß einer der glücklichsten Menschen der Erde, indem ich ruhig die eheliche Umarmung einer Frau, die ich liebte, erwartete und zwar in den Armen eines jungen, schönen Mädchens, für das ich Zuneigung empfand.

Hier, gnädige Frau, bitte ich, sich etwas abzuwenden. Ich komme zu einem schwierigen Punkt.

Frau von Jadelle beklagte sich eines Abends, als wir vom Spazierritt heimkehrten, daß die Stallleute nicht für ihr Tier so sorgten, wie sie

es verlangte, und sagte ein paar Mal: — Die sollen sich nur in Acht nehmen, die sollen sich nur in Acht nehmen, ich kann sie beobachten. — Ich brachte die Nacht ruhig im Bett zu und wachte voll Lebenslust und Frische zeitig auf und zog mich an.

Ich hatte mir angewöhnt, jeden Morgen eine Cigarette auf einem Türmchen des Schlosses zu rauchen, in das eine Wendeltreppe hinaufführt, die durch ein großes Fenster in Höhe des ersten Stockes Licht erhält.

Ich ging ohne Geräusch, Lederhausschuhe mit wattierten Sohlen an den Füßen, die ersten Stufen hinan, als ich plötzlich Cäsarine gewahrte, die sich aus dem Fenster beugte und hinunterblickte.

Ich sah Cäsarine nicht ganz, nur eine Hälfte von ihr, die andere Hälfte. Ich hatte dieses zweite Gesicht ebenso gern, wie das erste. Bei Frau von Jadelle hätte ich vielleicht das erste vorgezogen. Diese Hälfte, die sich meinen Blicken rund, kaum mit einem dünnen weißen Röckchen bekleidet, darbot, war reizend.

Ich näherte mich so leise, daß das junge Mädchen nichts hörte, kniete nieder, nahm mit

viel Vorsicht den Rock an zwei Zipfeln, hob ihn schnell und erkannte sofort, frisch, rund, weich, dick, das heimliche Antlitz meiner Geliebten und drückte darauf, ich bitte Sie um Entschuldigung, gnädige Frau, einen zarten Kuß, den Kuß eines Liebhabers, der alles wagen darf.

Ich war erstaunt, es roch nach Verbenen. Aber ich hatte garnicht Zeit, darüber nachzudenken, denn ich bekam einen Stoß ins Gesicht, daß mir beinah die Nase gebrochen wäre. Ich hörte einen Schrei, daß sich mir die Haare sträubten, die Gestalt hatte sich herumgedreht, es war Frau von Jadelle.

Sie fuchtelte mit den Händen in der Luft herum, wie eine Frau, die den Verstand verliert, schnappte ein paar Sekunden nach Luft, machte eine Bewegung, wie um mich zu schlagen, und entfloh.

Zehn Minuten später brachte mir Cäsarine, ganz außer sich, einen Brief, und ich las:

„Frau von Jadelle hofft, daß Herr von Brives sie augenblicklich von seiner Gegenwart befreien wird.“

Ich reiste ab. Nun, ich bin heute noch nicht getröstet. Ich habe alle Mittel angewendet, alle

möglichen Auseinandersetzungen, um Verzeihung zu erlangen, aber nichts hat geholfen.

Und seit diesem Augenblick, wissen Sie, riecht mir alles nach Verbenen, so daß ich das unausgesetzte Bedürfnis habe, diesen Geruch noch einmal zu genießen.

Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

Inhalt:



